

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 20. Monatl. vier Nummern. Berlin, 16. Mai 1892. Vierteljährlich 2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W. 38. Jahrg.

Moderne Engherzigkeiten.

Von E. Eiß-Blanc.

Nachdruck verboten.

IV. Die Tochter.

Lieber Vater, ich möchte gern die Malerakademie in D. besuchen."

"Waaas?" Fabrikbesitzer Böhrmann, der zeitungslesend vor seinem Schreibtisch saß, ließ entsetzt das Blatt sinken.

"Ich möchte so gern die Malerei gründlich studieren, klang es zaghafter als vorher.

"Studieren? Helene! Gott soll mich bewahren, du bist wohl nicht recht geistes?" Mit kühnem Schwung drehte er sich auf dem runden, lederüberzogenen Kontorsessel um und sah der Tochter strafend gerade ins Gesicht.

Sie wich erschrocken zurück vor den zornigen Blicken und faltete nervös ihre schlanken, feingliedrigen Finger — echte Künstlerhände. Raslos sah sie zu Boden.

O Gott, wie soll sie sich dem Vater begreiflich machen? Er ist so anders geartet; sie mag sich tadellos deutlich und logisch ausdrücken, er versteht sie falsch oder gar nicht. Sie beide empfinden eben verschieden, da wird das Wort machtlos. Der Vater ist eine gutmütige, robuste Natur mit sehr viel sinnlichen und sehr wenig geistigen Bedürfnissen — die Tochter das vollkommene Gegenteil.

Das Mädchen hat sich gefaßt. Mit neuem Mut tritt sie dem Vater einen Schritt näher und schlägt die Augen auf, durchleuchtete, tiefe Augen mit einem Ausdruck, als ob sie mehr und Besseres sähen als die große Allgemeinheit. Aber die Eltern verstehen deren Sprache nicht.

"Sieh mal, Vater," jagt sie mit sanfter Ueberredung, "ich bin erst achtzehn Jahre alt und möchte so gern noch etwas Nützliches lernen!"

"Aber, ich bitte dich, du hast doch die höhere Töchterschule bis zur letzten Klasse besucht, und nun willst du noch nicht genug gelernt haben?"

"Ich mußte abgehen, als ich anfang Freude am Lernen zu haben, als ich einsah, daß man für sich, fürs eigne Leben und nicht für die Lehrer lernt — schon mit sechzehn Jahren."

"Schon?" wiederholt der Vater aufgebracht, nimmt seine Brille ab und fängt an, wütend die Gläser zu putzen, als ob er dann besser einsehen, was Helene eigentlich wollte. "Schon? Frage mal deine Mutter, wie lange sie zur Schule gegangen! Bis zum fünfzehnten Jahre. Und deine Tanten alle nicht länger; trotzdem ist jede eine gute Hausfrau geworden. Ihr Mädchen von heutzutage lernt schon in den Töchterschulen viel mehr, als ihr braucht, und dafür muß man das teure Schulgeld bezahlen."

"Lange nicht so viel wie für die Brüder, die bis zum zwanzigsten Jahre das Gymnasium besuchten," wirft die Tochter bitter ein.

"Die Brüder? Na, höre mal, das ist doch auch etwas ganz anderes," meint der Vater überlegenen Tones und setzt die Brille wieder auf, "das lange Zurschulegehen ist ihnen übrigens sauer genug geworden, aber Jungen können nie genug lernen im Leben!"

"Auch wenn sie nicht wollen, wie Franz und Ernst?"

Des Mädchens Gesicht erscheint plötzlich weit älter mit der tiefen Falte über der Nasenwurzel.

"Auch dann! Da sind wir Eltern da, um sie zu ihrem Heil zu zwingen," bekräftigt der Fabrikherr würdevoll.

"Vater, mich brauchtest du nie zum Lernen zu zwingen, ich habe es immer gern getan. O, laß mich weiter lernen, laß mich mein Zeichentalent ausbilden! Du wirst deine Güte nicht bereuen, ich will unermüdet fleißig sein." Sie hebt bittend die Hände. Ihre Augen haben etwas rührend Flehendes, als bitte sie um ihr Seelenheil. "Du weißt, ich war stets die Beste in der Malstunde, ich werde Tüchtiges leisten, wenn du mir die Mittel gibst zur Akademie!" Atemlos gespannt harret sie der Antwort.

"Mittel zur Akademie!" lacht Herr Böhrmann belustigt, "du denkst wohl, mir fällt das Geld zum Schornstein herein? Meine Söhne kommen mich gerade teuer genug zu stehen, da habe ich nichts für unbescheidene Wünsche meiner Tochter übrig. Und nun (ablenkend) höre, Venchen, denke lieber ans Praktische und laß die unnützen Träumereien; streich mir mein Frühstücksbrot, lege ein Stück Braten von gestern mittag darauf und störe mich nicht weiter." Darauf nahm er seinen alten Platz wieder ein und vertiefte sich aufs neue in die Morgenzeitung.

Das Mädchen stand wie gebannt, die Augen starr, entsetzt auf den Vater gerichtet. Und allmählich fingen sie an zu glänzen, zu schimmern; die Thränen stiegen heiß herauf und rollten langsam über ihre Wangen.

Abgewiesen! Ihr größter, tiefster Wunsch, an dem ihr Hoffen, ihre Zukunftswünsche hingen, aus Bequemlichkeit als Scherz behandelt und nichtachtend beiseite geschoben! Verzacht denn kein Mensch ihr Streben? Fühlte keiner, daß sie mit ihrer zähen Beharrlichkeit und ihren natürlichen Gaben Hervorragendes leisten würde? Wie lange war über die Berufsart der Brüder gedacht, überlegt, hin- und hergesprochen worden — jahrelang! Ueber ihre Fähigkeiten ging man mit Nichtachtung hinweg; sie war ja — nur ein Mädchen! Warum verließ ihr die Natur überhaupt Anlagen, wenn sie im Keime verkümmern sollten? Reich begabt und befähigt zu sein, gereicht es nur dem Manne zum Segen, während es dem Mädchen zum Fluche wird, zur brennenden Qual, weil Wissensdrang und Streben ihren Geist über die engen vier Wände hinaus treiben, in welche Vorurteil und Herkommen ihn gewaltsam festbannen wollen? Welche Grausamkeit, bei ihr den Verneiner gewaltsam zu erschaffen, den man an den unbegabten Brüdern mit Mühe künstlich geschäftet und notdürftig erzwingen hatte!

Helene grübelte und suchte nach einem Bundesgenossen, der sie verstand und unterstützte. Sie selbst war nicht kampfes-



Sommertoiletten. (Beschreibung S. 199.)

mutig genug, weniger aus Feigheit als aus einer gewissen sensiblen Scheu vor lauten Auseinandersetzungen. Ihre Mutter, eine gute, praktische Frau, die völlig in der Wirtschaft aufging und ihre Befriedigung dabei fand, war „noch aus der alten Schule“, wie sie selbstfröhlich zu betonen pflegte. Frau Wöhrmann verstand ihre Tochter nicht, was sie Helene zuweilen zum Vorwurf machte, und war ewig unzufrieden über deren Zerstreutheit und unpraktischen Sinn.

Nein, bei der Mutter fand sie keine Stütze für ihre Wünsche. Aber wo? Bei wem?

Sie ging zu ihrem früheren Zeichenlehrer, einem älteren Professor von tüchtigem Können, dessen Lieblingsjüngerin das strebame, hochbegabte Mädchen stets gewesen war. Erst zaghaft, dann mutiger trug sie ihm ihre Bitte vor.

Der graubärtige Herr hörte nachdenklich zu, nickte ein paarmal verständnisvoll mit dem Kopfe, und seine klugen, guten Augen hingen aufmerksam an dem jungen Mädchen.

Wie sich Helene belebte unter der Macht ihres intensiven Wunsches!

Wie zielbewußt sie sich eine eigne, persönliche Zukunft durch Entwicklung ihrer natürlichen Veranlagung gründen wollte! Ihr ganzes seelisches und geistiges Wesen strebte nach derselben Richtung, weil ihre Persönlichkeit und ihr Talent ein harmonisches Ganze bildeten.

„Sie haben Anlagen, hervorragende Anlagen, liebe Helene,“ sagte der Professor wohlwollend. „Sie verstehen zu sehen und wiederzugeben. Ihr Herr Bruder in Rom könnte sich freuen, wenn er nur die Hälfte ihres schöpferischen Talents hätte. Ich werde mit Ihrem Vater sprechen.“ Sie dankte gerührt und eilte mit neuem Hoffen nach Hause.

Am Sonntag vormittag, als er bestimmt wußte, den Fabrikherrn daheim zu treffen, ließ sich der Professor melden. Helene horchte — zum erstenmale in ihrem Leben — an der Thür und folgte mit fieberhafter Spannung der Unterhaltung drinnen, die sich anfangs um Tagesfragen drehte. Endlich nannte der Professor ihren Namen — des Mädchens Herz klopfte; er erkundigte sich scheinbar beiläufig nach ihrem augenblicklichen Leben, kam auf ihr Talent zu sprechen und wie schade es wäre, daß soviel Können brach läge.

„Sehr schmeichelhaft, verehrter Herr Professor,“ erwiderte Herr Wöhrmann verbindlich, „daß Sie Ihrer ehemaligen Schülerin solch gutes Zeugnis ausstellen. Aber was wollen Sie, ein Mädchen kann derlei Anlagen nicht recht verwerten.“

„Warum nicht? Fräulein Helene könnte sie ausbilden und sich und anderen dadurch Freude bereiten.“

„Ja, allerdings! Durch hübsche Geschenke, Porzellanmalerei und so was; da haben Sie recht. Aber das treibt sie ja schon, besonders um Weihnachten, da bemerkt sie die ganze Familie,“ und der Vater lachte herzlich über seinen eignen Witz.

Damit aber hatte Herr Wöhrmann einen wunden Punkt seines Besuches berührt. „So habe ich es nicht gemeint,“ vernahmte sich der Professor steif, dem der grassierende Kunst-Dilettantismus ein beständig nagender Schmerz war, „Ihre Tochter kann zu viel, um nur die große Heerschar jener zu vergrößern, die lediglich der Weihnachts- und Geburtstagsgaben wegen malen lernen. Sie muß eine Akademie besuchen.“

„Eine Akademie!“ Herr Wöhrmann hatte plötzlich ein Gefühl, als ob der Professor unbequem würde. „Ich bitte Sie, ein junges Mädchen aus guter Familie! Was würden meine Frau und alle Verwandten dazu sagen!“

„Aber bester Herr Wöhrmann, Sie sind ja unabhängig, und Ihr Sohn studiert gleichfalls Malerei.“

„Ja, das ist auch etwas anderes. Franz ist Künstler, das ist sein Beruf, er hat sein Talent vom Großvater geerbt.“

„Und warum nicht auch Fräulein Helene?“ Der Vater zuckte die Achseln. „Lächerlich! Wie würde sich denn des Großvaters Talent auf die Tochter vererben!“

„Warum sollte die Malerei nicht auch ihr Beruf werden? Sie dürfen sich auf mein Urteil verlassen, sie hat ein außerordentlich charakteristisches Talent für das Porträtfach.“

„Verehrtester Herr Professor (Helene zuckte zusammen hinter der Thür, sie kannte diesen trockenen, geschäftsmäßigen Ton des Vaters), ich will Ihnen etwas sagen, daß Sie meine Tochter für begabt halten, ist ja recht schön und gut, aber der Beruf des Mädchens — ist Heirat. Das ist meine Ansicht. Was nützt das Studieren? Mitten drin darf sich ihr eine passende Partie bieten, dann ist das ganze Geld zum Fenster hinausgeworfen, und aus dem Atelier wird eine Küche.“

„Durchaus nicht. Wie ich Ihre Tochter kenne, würde sie konsequent genug sein, ihr Studium zu vollenden, und wer weiß, ob die Möglichkeit eigener Erwerbsfähigkeit ihr nicht später in der Ehe zu statten käme.“

„Ach, das denke ich doch nicht,“ meinte der vermögende Fabrikherr ungläubig, „es thut mir aufrichtig leid, verehrter Herr Professor, aber der Plan ist unausführbar. Ich habe zwei Söhne, die mich — im Vertrauen gesagt — sehr viel Geld kosten; da muß zu Haus umsomehr gespart werden, und ich kann meiner Tochter nicht auch noch kostspielige Studien erlauben. Sie hat ein hübsches Heim, ihre Eltern, einen großen Verwandtenkreis und keine Not — was will sie denn mehr?“

„Was will sie mehr! Helene lehnt am Thürpfosten und hat beide Hände vors Gesicht geschlagen.“

„Was will sie mehr? Ja, was wissen alle jene in ihrem speißbürgerlich-gesättigten Phlegma von der Qual geistigen Hungers? Von dem unablässigen, inneren Mahnen, mit welchem angeborene Fähigkeiten um Entwicklung drängen; weil sie sich nach Entfaltung sehnen? Kann man eine Tanne zur Schlingpflanze ziehen, die am Boden kriecht? Nein, sie wird mit jedem Aepfchen wieder nach oben streben. Und ihr, dem Menschen, wäre Streben ver sagt, weil sie ein Mädchen ist?“

Der Vater hat es mit nichternen Worten selbst gestanden: „Meine Söhne kosten zuviel, da muß zu Haus doppelt gespart werden.“ An wem? An der Tochter! Was die Söhne und Brüder draußen im stürmischen Wirbel bunten, anregenden Lebens zuviel vorausgaben, das müssen daheim in der engen, stillen Häuslichkeit die Frauen wieder einbringen durch Einschränkung ihrer geistigen und äußeren Freuden; denn die notwendigen Ausgaben bestehen fort. So ist es hergebracht, und die Gewohnheit besticht Verstand und Gefühl, daß die Ungerechtigkeit nur wenigen zum Bewußtsein kommt.

Helene richtet sich auf und geht in ihr Zimmer. Grenzenlose Bitterkeit überflutet des Mädchens Herz. Es ist nicht Weid gegen die Brüder, sondern gerechte Empörung eines lange niedergehaltenen Selbstgefühls. Wenn sie als Schulkind atem-

los nach Hause eilte, um den Eltern freudestrahlend ihre guten Censuren zu zeigen, da hieß es regelmäßig mit unterhöhlenem Senfzer: wenn lieber die Jungen solche Zeugnisse brächten! Der Vater war innerlich unzufrieden, daß Helene begabter war als die beiden Söhne.

Franz und Ernst verließen nach manchem unfreiwilligen Aufenthalt das Gymnasium. Der älteste trat — der Präsenzstation wegen — in ein bürgerliches Dragonerregiment ein, der zweite hatte hübsches Talent zum Zeichnen und wurde Maler.

Aussichtslose, teure Karrieren! Beide Söhne verstanden besser zu genießen als zu sparen. Wie oft schalt der Vater daheim, wenn Briefe von ihnen kamen, Franz mit der Zusage wieder nicht ausreichte und Ernst auf Künstlerfesten besonders teure Kostüme trug! „Ach, sie sind ja nur einmal jung,“ pflegte dann die Mutter nachsichtig zu entschuldigen und — in der Häuslichkeit doppelt zu sparen.

Als Herr Wöhrmann an jenem Sonntag bei Tisch erschien, erzählte er Frau und Tochter vom Besuch des Professors. „Ich begreife nicht, was er eigentlich wollte. Er schwärmte von Helenens Talent und hätte mich am liebsten bestimmt, sie zur Akademie zu schicken.“

Die Mutter ließ entsetzt den Suppentöfel fallen und schlug die Hände zusammen. „Zur Akademie! Ist mir so etwas vorgekommen! Ein Mädchen, und noch dazu meine Tochter!“

„Was wäre dabei Absonderliches?“ Ein eigen kalter Blick lag in den großen Augen, mit denen Helene plötzlich ihre Mutter ansah.

„Na, nimm mir's nicht übel,“ erhitzte sich Frau Wöhrmann, die sehr leicht in „Eifer“ geriet, „zu meiner Zeit hätte man das einfach verrückt genannt.“

„Es ist aber nicht mehr „deine Zeit,“ beharrte die Tochter.

„Schlimm genug; besser ist's nicht geworden. Ich bin noch aus der alten Schule, und meine Tochter bleibt hübsch sittsam bei den Eltern, bis sie heiratet. So wird sie eine gute Hausfrau.“

„Verzeih, Mutter“ — Helenens zaghafte Natur ist in so vibrierender Erregung, daß sie ihre Scheu vergißt — „du handelst stets, wie es in deiner Zeit Sitte war: erzieht man denn seine Kinder für die Vergangenheit oder — für die Zukunft?“

Frau Wöhrmann entgeht der scharfe Vorwurf dieser Frage. „Ich erziehe meine Tochter fürs Haus,“ entgegnete sie mehr heftig als logisch. „Die neuen, emanzipierten Moden führe ich nicht ein.“

„Ganz meine Ansicht,“ nickte der Vater beifällig. „Aber nun, Frauenchen, laß die Suppe nicht kalt werden.“ Ein kleiner diplomatischer Kunstgriff, um ihre übermäßige Beredsamkeit einzuschränken.

Helene schwieg. Bewußt nutzloses Kämpfen macht so müde. Nach Tisch wurde ein Brief des Bruders aus Rom vorgelesen, der von Enthusiasmus und Freude über das bunte, interessante Leben überströmte. (Von Studium und ernstem Streben sprach er nur, wenn er Geld brauchte.) Mit heißen, brennenden Augen hörte das Mädchen zu, phantastische Bilder jagten sich in ihrem Kopf. Sie sah, was der Bruder schrieb: den blauen Himmel, den grellen Sonnenschein, der die alten Steinaläste erwärmte, das bunte Menschengewühl des römischen Karnevals, und eine glühende Lebensluft erfaßte sie. Ihr ganzes Wesen drängte nach außen, sich zu bethätigen, sich auszuleben in einem Beruf, der sie beglückte, mit allen Faßern ihrer reichen Veranlagung einmal „sie selbst“ zu sein.

Wieviel heimliche Enttäugung, wieviel begrabene Wünsche, verlerntes Hoffen und verkümmertes, geistiger Reichtum ruhen oft in einer simplen Tochter! Jahrelang Verpfand und ringt so manche gegen Vorurteil und persönliche Verfluchung, dann wird sie müde. Der feine Wüstenstaub der platten Alltäglichkeit scheidet allmählich in ihr Inneres und verlandet den lebhaften Geist.

Auch Helene mußte entsagen lernen, aber auf Kosten ihres Charakters. Ihr früher sich gleichbleibend ruhig heiteres Wesen wurde launenhaft und mißmutig. Die Disharmonie einer in ihren seelischen Existenzbedingungen gestörten Natur ging wie ein Riß durch ihre Persönlichkeit. Mit stumpfer, maschinenmäßiger Pflichttreue verrichtete sie ihre häuslichen Beschäftigungen, als: Staubwischen, Goldfische und Vogel füttern, Blumen gießen, Lampen putzen, Stopfen — kurz, all' die Handlangerdienste einer Tochter im Hause. Kein Wunder, daß Helenens Geist dabei verjähmerte. Verwandte und Bekannte verstanden sie nicht; lesen durfte sie höchstens in den Abendstunden. Am Tage sich mit einem guten Buch hinstellen? Nimmermehr! Das hielt die praktisch thätige Frau Wöhrmann einfach für Zeitverschwendung. „Ich dachte, du könntest doch am hellen, lichten Tage wahrhaftig etwas Nützliches thun,“ wies sie die Tochter erzieht zurecht, und Helene legte resigniert Lessings Nathan aus der Hand und griff dafür zur Häkelei. So verging ein Tag wie der andre, und aus lauter solchen Tagen sollte ihre Zukunft bestehen? Ihr graute davor. Das Jugendfeuer in ihrem Dasein war aufgespritzt und nutzlos verpufft wie ein Brausepulver in einem engen Glase Wasser. Helenens stete Freundlosigkeit hatte etwas Unjugendliches, das sogar den Eltern auffiel. Sie liebten die Tochter in ihrer Weise und wollten sie froh sehen, aber sie vergriffen sich — vom Herkommen beeinflusst — in den Mitteln. Helene sollte sich amüsieren, und so traten sie in eine geschlossene Gesellschaft, die im Winter acht Wälle gab. Ein Zwangsvergnügen für das Mädchen! Sie tanzte schwer und ungerne, machte weder sich, noch ihrem Partner damit eine Freude — trotzdem mußte sie die vorchriftsmäßigen Saisons abtanzen. „Man glaubt ja sonst, du siehst heimlich verlobt,“ pflegte die Mutter ihre Weigerungen zurückzuweisen.

Helene seufzte. Ueberall Rücksicht nehmen auf die „Leute“, Vorurteil, Herkommen und fremde Wünsche! Muß nicht jede Persönlichkeit verkümmern unter der geistigen Knechtschaft beständigen „Sichsichtigens“?

Und Helene fühlte ihren geistigen Rückgang. Unbenützte Fähigkeiten werden zu Gespenstern, die immer wieder auftauchen, um dem Menschen die innere Ruhe zu rauben.

Nach jahrelanger Monotonie fiel ein greller Lichtschein in des Mädchens Leben. Sie lernte auf einem Ball einen Mann kennen, der sie wirklich interessierte. Er war weder schön, noch elegant, eher häßlich und unscheinbar; nur die Art, wie er den Kopf trug — stolz, frei! — fiel Helene auf und eine gewisse Gleichgültigkeit, die verwöhnten Geschmack verriet. Er lehnte an einem Thürpfosten und überfah amüsiert das nichtige Ballgewimmel, zu dem alle Beteiligten mit so pompfaster Wichtig-

keit beitrugen. Der Herr, offenbar ein Fremder, tanzte nicht. Bei Tisch sah er zufällig neben Helene. „Dr. Förster“ hieß er sich vor, und dabei sah sie in ein Paar geistig durchleuchteten brauner Augen, die sie forschend betrachteten.

Helene, die stets Gleichgültige, errötete plötzlich und jent den Kopf. Er schien es nicht zu bemerken. Nach einigen oberflächlichen Redensarten kamen sie auf Reisen zu sprechen. Dr. Förster wurde beredt. Erkehrte soeben von Griechenland zurück, wo er als Altertumsforscher im Auftrag der Regierung ein Ausgrabungsfeld besichtigt hatte.

Helene hob den Kopf, ihr Gesicht veränderte sich, ihre großen, schwermütigen Augen sahen so interessebelebt zu dem Erzählenden auf, daß ein flüchtiges Lächeln über sein Gesicht huschte. Als ahne er des Mädchens geistigen Heißhunger, ließ er sich herbei, ihr ausführlich sein Studium und Wirken zu schildern.

Er sprach — sie hörte zu. Nur hin und wieder warf sie eine leise Frage ein, die unsicher klang aus bewußtem Mangel an Wissen und Erfahrung, aber natürliches Verständnis verriet. „Verlieren Sie unter Ihren edlen Altertümern in der großen toten Vergangenheit nicht das Interesse für die Gegenwart?“

Dr. Förster sah seine Dame frappiert an: „Durchaus nicht. Im Gegenteil, ich übe mich umsomehr in der Kunst den Augenblick zu fassen, weil ich seine Flüchtigkeit fürchte. Ich möchte nicht lange — ich möchte viel leben.“

Helene nickte mit dem Kopf. Ein bitteres Lächeln flamm um ihren Mund. „Viel leben,“ wiederholte sie verloren, „was kann es? Die meisten Menschen funktionieren bloß, und die wenigen mit treibender Lebenskraft dürfen ihren kostbaren Wert recht selten brauchen.“

Das Interesse des jungen Gelehrten wuchs; des Mädchens lichtlose Existenz weckte sein Mitleid, und er beschäftigte sich fast ausschließlich mit ihr im weiteren Verlauf des Abends.

Wie im Traum kehrte Helene heim. Der Eindruck dieser gediegenden, bedeutenden Persönlichkeit, die ganze Atmosphäre erhöhten geistigen Lebens und Schaffens hatten für sie etwas Erhebendes. Mit welchem Verlangen sehnte sie sich nach den Höhen des Lebens! Warum hatte man ihr die Schwingen gebrochen, die sie hinauftragen sollten?

„Weshalb beschäftigten Sie sich eigentlich soviel mit den unscheinbaren Mädchen?“ wurde Dr. Förster auf dem Heimweg von seinem Freund gefragt, der ihn in die Gesellschaft ein geführt.

Der junge Gelehrte fuhr aus erstem Sinnen auf: „Ich weiß es nicht,“ erwiderte er zögernd-nachdenklich, „sie hat eine so eigengespannte Art mit großen, interessierten Augen zuzuhören. Merkwürdige Augen — als sei in der Tiefe etwas versunken.“ Damit schwieg er, das Thema war abgethan. Einige Tage später verließ er die Stadt und vergaß Helene. Sein Interesse war nicht lebensfähig geworden.

Sie aber hielt die Erinnerung an ihn fest als wertvolles Andenken. Mit einer Art gauamer Selbstquälerei ernah sie an seiner Größe — ihre Kleinheit, an seinem vorgeschrittenen Geist — wie weit sie selbst zurückgeblieben. Jedesmal, wenn sie seiner gedachte, raunte ihr eine innere Stimme zu: „Diesen Mann hättest du fesseln können, wenn du geistig bedeutender geworden wärst!“ Wer hatte sie daran gehindert? Ein blindes Vorurteil; ihm ward ihr Glück zweimal geopfert.

Das Mädchen wurde noch früher als früher. Bekannte und Verwandte wunderten sich heimlich, daß die „gute Helene“ so früh alterte und keinen Mann bekam.

Als sie am Morgen ihres dreißigsten Geburtstags ins Wohnzimmer trat, fand sie die Mutter in Thränen. Frau Wöhrmann sah vor dem geöffneten Vogelbauer und schluchzte. „Denke doch, Hänchen“ — so hieß der gesiederte Sänger — „ist diese Nacht gestorben, gerade an deinem Geburtstag.“ Wehlich lag der kleine, gelbe Hausfreund auf dem Boden.

Helene streifte die Mutter mit eigentümlichem Blick, dann sah sie schweigend auf den toten Vogel.

„Sagst du nichts? Thut dir das zahme Tierchen nicht leid?“ fragte Frau Wöhrmann gereizt.

„Leid, Mutter? Nein! Im Käfig sterben muß ungleich leichter sein als darin leben,“ antwortete das Mädchen düster.

Die Mutter verstand sie nicht. „Ich begreife dich nicht, er hatte stets frisches Wasser und Futter, im Sommer täglich Grünes; was fehlte ihm noch?“

„Heißt satt sein — glücklich sein? Die große Welt zu ahnen und im engen Käfig zu schmachten, rings von Stäben umgittert, an denen man sich die Schwingen wund schlägt, bis man die Sehnsucht und das Fliegen verlernt — Mutter, es ist namenlose Qual!“ Damit ging sie zum Zimmer hinaus.

Die Mutter sah ihr kopfschüttelnd nach.

Helene schloß sich in ihre kleine Stube ein und weinte bitterlich; nicht wie die Mutter um den toten Kanarienvogel, sondern um ihre eingekerkerte Seele. Um ihr verfehltes Leben, so reich beanlagt und so arm verlehrt!

Aphorismen.

Ein Fundament hat jedes Haus,
Daß fest es steh' in Sturm und Braus.
So muß ein geist'ger Fond auch stützen
Dein Leben, daß du dich kannst schützen.

Die Pflicht hat bei Tag ein Schulmeistergesicht,
Ihr Mund auch herrlich, oft mäkelnd spricht.
Doch abends erscheint sie als Mütterlein
Und rückt die Kissen und singet ein.

Die Männer können es nicht begreifen, daß ein Weib durch das, was es versagt, ein viel größeres Opfer bringt, als durch das, was es gewährt.

Es giebt Menschen, die ihr ganzes Leben hindurch verlehrt sind und dennoch sterben, ohne gewußt zu haben, was Liebe ist.

Die Brüderie ist eine spanische Wand, hinter welcher manches geschieht, was die Brüderie verdammt.

In dem Duell der Liebe wird gewöhnlich derjenige besiegt — der stärker ist in der Liebe.

Die Frau im XX. Jahrhundert.

Von F. von Kapff-Essenther.

Nachdruck verboten.

Wir sind ganz zufrieden mit der Gegenwart, nicht wahr, meine lieben Leserinnen? Wir sind nicht überlastet mit unserer Wirtschaft; denn wie viele Hilfsmittel bietet uns nicht die moderne Industrie für unser Haus? Lernen nicht unsere Töchter etwas Ordentliches? Nehmen die Gesetze nicht unsere Rechte wahr? Herrschen wir nicht im Ballsaal, in der guten Stube und im Salon? Werden nicht die meisten Romane und Theaterstücke eigens für uns geschrieben? — Ja, die Hand aufs Herz! Viele von uns amüsieren sich nur, ohne arbeiten zu müssen. Ja, wir im engeren Kreise, ich und meine Leserinnen, wir haben wirklich keinen Grund, mit dem Zeitalter unzufrieden zu sein.

Aber es giebt Leute von der „grauen Theorie“, die manches gegen die Verallgemeinerung dieser Annahme einzuwenden haben. Sie berufen sich zunächst auf die Statistik. Die Anzahl der Frauen überwiegt die der Männer, und die Eheschließungen sind im Abnehmen. Die Ehescheidungen dagegen im Zunehmen.

Es ist unmöglich, sich der Einsicht zu verschließen, daß eine immer größere Anzahl von Frauen hinausgedrängt werden in den Kampf ums Dasein. Und auch wir, die Beschützten, die Versorgten, die Privilegierten, sind selbst ein Beispiel dafür, wie sehr die Stellung der Frauen sich im Laufe der Zeiten geändert und gehoben hat. Wir denken nicht daran, wir, denen es gut geht, die wir von unseren Gatten hoch gehalten werden, in der Gesellschaft mit Verehrung aufgenommen sind, wir, auf die man tausend zarte Rücksichten nimmt, und denen doch im Grunde kein Vorrecht in der Deffentlichkeit versagt ist, was wir unserer Natur nach anstreben, wie es unserem Geschlechte einst erging und zum Teil noch ergreift, wie sie Sklavinnen waren, im Hause eingeschlossen, nicht besser als Gefangene, rechtlos als Weib und als Bürgerin. Wir denken nicht weiter daran, wenn wir glücklich sind in unserer häuslichen Freiheit. Und wenn wir es nicht sind — incompromiss, Nora! — so beschäftigen wir uns zu sehr mit unserm Schicksal und nicht mit der Allgemeinheit. Aber es ist unredt. Sind nicht unsere jungen Töchter und kleinen Töchterchen vollwertige Bürgerinnen des nächsten Jahrhunderts? Das süße, kleine Blondköpfchen, das noch in vollstem Glauben mit der Puppe spielt, das träumerische Backfischchen, das mit Jubel und Gedichte und Romane für die reizere Jugend liebt? In welcher Welt werden sie dereinst stehen, kämpfend oder glückspendend — glückselig?

Die Frage ist keine müßige. Denn unser scheidendes Jahrhundert hat eine ganze Reihe von Typen aufzuweisen, von denen frühere Epochen nur eine unbestimmte oder gar keine Ahnung hatten. Neben der schlichten Hausfrau, für die das Haus die Welt ist und die sich wenig um das kümmert, was draußen vorgeht, steht die schöngeistige Frau, welche Männer und Jünglinge begeistert, hochfliegende Gedanken und edle Empfindungen hegt, ohne bisher so schöpferisch zu wirken, wie der Mann.

Henriette Herz und Rahel Barnhagen waren solche Frauen; Schillers Frau hatte einen „Stich“ davon, noch mehr ihre Schwester Karoline von Beulwitz. Die letztere vertrat den Typus nicht ganz rein, denn sie schrittstellerte schon. Aus diesem Typus sind die Schriftstellerinnen hervorgegangen. Ursprünglich aber waren es nur die hochsinnigen, feingebildeten Frauen, welche die Männer zum Schaffen anregten. Sie traten schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts, besonders in Paris auf. Augenblicklich ist die schöngeistige und romantische Frau ein ziemlich seltener Typus, aber im ganzen doch ein echt weiblicher — ihr Vorbild ist die „femme incomprise“.

Die Revolution von 1789 in ihren geistigen Folgen gebar die emanzipierte Frau. Das demokratische Prinzip, die Emanzipation des Menschen ohne Rücksicht auf Geburt, Religion, Rasse wurde auch auf das Geschlecht ausgedehnt. Die Frauen sollten frei werden, politisch und gesellschaftlich gleichberechtigt neben den Männern. Die geniale George Sand trug Männerkleider und machte sich auch sonst von den Schranken der Konvention los. Aber die Emanzipierte mit der Cigarre im Munde war nur eine vorübergehende, nicht ernst zu nehmende Episode in der großen und sehr ernsthaften Frauenrechtsbewegung. Man verlangte gleiche Rechte für die Frauen im Staate und in der Gesellschaft: die Zugänglichkeit aller höheren Bildungsanstalten, die Freigebung der meisten Berufsarten für die Frau, ja sogar das politische Stimmrecht. Ein großer Geist, wie Stuart Mill, trat für die Sache ein, auch bedeutende Frauen, wie Fanny Lewald. In England wurde auf theoretischem Gebiete, in Amerika auch auf praktischem Großes geleistet; dort gab es und giebt es heute schon sehr tüchtige weibliche Ärzte und Anwälte. Im Staate Whoming ist auch die Wahlbarkeit der Frauen zum Teil durchgeführt worden. Man betrachtete die Gleichberechtigung der Frau als eine natürliche Konsequenz des liberalen Prinzips. Für Europa war das praktische Ergebnis der Frauenrechtsbewegung die Lehrerin, die Beamtin, die Studentin, der weibliche Doktor. Nächst den Amerikanerinnen boten die russischen Nihilistinnen den vollkommnen Typus der emanzipierten Frau. Sie nahmen an den revolutionären Bestrebungen ihrer Partei den regsten, vielleicht entscheidenden Anteil, sie trieben höhere Studien, trugen nicht männliche, aber doch schlichte, dunkle Kleider, kurzgeschchnittenes Haar, Brillen.

Neben diesen eifrigen Streberinnen bietet die von Schopenhauer so kräftig gefasste „Dame“ einen nicht minder charakteristischen Typus des Jahrhunderts. Sie spielt ihre Rolle im Salon und kümmert sich nur um das, was den Salon bewegt und interessiert. Sie repräsentiert meist die gesellschaftliche Stellung ihres Mannes, sie repräsentiert aber auch sich selbst, den Rang, den sie selbst sich durch Geist oder Schönheit erworben hat. Sehr irrtümlich meint der Fernstehende, daß die große Dame weiter nichts zu thun habe, als sich zu amüsieren. Die Repräsentation eines großen Hauses ist eine schwierige Aufgabe und fordert Geist, Umsicht, vielerlei Schulung. Welcher von diesen sichtlich gezeichneten Typen ist nun derjenige der Zukunft? Welcher wird im nächsten Jahrhundert die Gesellschaft beherrschen? Bei aller Verehrung für die schlichte Hausfrau müssen wir doch sagen, daß sie der herrschende Typus des zwanzigsten Jahrhunderts nicht sein kann. Die Industrie, die moderne Entwicklung der Wirtschaft, hat

der Frau ein groß Teil ihrer früheren häuslichen Pflichten abgenommen. Die Frauen von einst kochten, nähten, strickten, stikten, buken, brauten Bier, verfertigten Seife und Kerzen, ihr Dasein war durch die Sorge um die Wirtschaft völlig ausgefüllt. Die Maschine, die hochentwickelte Lebensmittelindustrie und andere Einrichtungen des modernen Lebens haben der Hausfrau fast alle Arbeit und auch einen großen Teil der Sorge abgenommen. Der weitaus größere Teil aller jener Tagesbedürfnisse, der sonst im Hause besorgt wurde, ist dem Hause selbst entwunden, wird durch fertige, ins Haus gebrachte Fabrikate gedeckt. Die moderne, besonders die großstädtische Hausfrau leitet und ordnet an, aber sie arbeitet nicht. In diese Lücke mußte eine neue Obliegenheit treten. Hier erwuchs die „Dame“, die im Salon wurzelt, nicht im Hause, nicht in der Familie. Aber es wäre traurig, wenn sie der Grundtypus wäre für das Weib des kommenden Jahrhunderts. Die Annahme ist schon deshalb ausgeschlossen, weil die vermögenslosen, unbedeutenden und unversorgten Frauen weder ausschließlich Damen, noch schöne Seelen sein können.

Es bleibt also noch die emanzipierte Frau — sollte ihr die Zukunft gehören? Nach dem heutigen Verlaufe der Dinge wohl kaum. Die Frauenbewegung, die in den sechziger und siebziger Jahren unsere Gesellschaft völlig umzugestaltete, drohte, ist ins Stocken geraten, teilweise im Sande verlaufen. Es ist wahr und auch sehr erfreulich, daß einige neue Erwerbszweige für Frauen und Mädchen geschaffen wurden. Aber von weiblichen Anwälten und Professoren hört man bei uns nur wenig mehr; niemand denkt, wenigstens bei uns in Deutschland, mehr an das politische Stimmrecht der Frauen, noch an die Umänderung gewisser Gesetzesparagrafen, welche für das schwache Geschlecht in der That recht hart und unfreundlich sind. Trotz Stuart Mill und der großen Frauenrechtsbewegung ist es so ziemlich beim alten geblieben. Die emanzipierte Frau dürfte erst in fernster Zukunft in die Erscheinung treten, wie die Weltrepublik und der ewige Friede.

Heute wenigstens, nachdem jener große Sturm so ziemlich abgeschlagen, dürfen wir vermuten, daß das Haus auch noch im folgenden Jahrhundert die Domäne der meisten Frauen sein wird. Alle gesellschaftlichen Reformen vollziehen sich aus inneren, unabwendbaren Notwendigkeiten. Läge es in der Natur des Weibes, wäre es ein allgemeines Bedürfnis, den Frauen die Arena des öffentlichen Lebens zu eröffnen, so hätten Stuart Mill und die anderen Titanen, die den Himmel des Hauses stürmen wollten, gewiß mehr Erfolg gehabt. Aber die große Menge der Frauen selbst war es, die nicht mitwirkte!

Sollte also das Jahrhundert mit all seinen merkwürdigen Aspirationen gar nichts Wesentliches geändert haben an der Stellung der Frauen? O doch, es brachte ihnen die Bildung! Und dies große Werk wird das folgende Jahrhundert entsprechend fortsetzen. Das Wort klingt vielleicht unscheinbar, wenn es alles zusammenfassen soll, was erreicht wurde und noch zu erreichen ist. Aber nur für den flüchtigen Leser, den oberflächlichen Denker. Was allein und wirklich die Völker emanzipiert, das emanzipiert auch die Frauen im besten Sinne — die Bildung! Die gebildete Frau, die echte und rechte Gehärtin des Mannes, die innigen Anteil nimmt an den Aufgaben, welche ihm das Leben stellt, sie ist auch gleichberechtigt neben ihm. Sie versteht auch ihre Aufgabe, das Haus zu führen, die Kinder zu erziehen. Keine schmierig unüberbrückbare Kluft darf sie geistig von dem Manne und den heranreifenden Söhnen trennen, dann kann auch von ihrer „Hörigkeit“ nicht mehr die Rede sein. Der Staat hat schon viel gethan, aber er kann nicht alles thun; das Haus hat seinen Teil an der großen Aufgabe! Unsere jungen Töchter sollen nicht allein höhere Schulen besuchen, sie sollen es lernen, richtig zu urteilen, Welt und Leben möglichst zu verstehen, den Bestrebungen ihres Kreises Verständnis entgegenzubringen. Nächst der Schule und passender Lektüre kann das auch durch mannigfache Anregung geschehen. Wöllig veraltet ist die Ansicht: „das braucht ein Mädchen nicht“ — „das geht die Frauen nichts an!“

Alles, was den Mann angeht, geht auch die Frau an, wenigstens die Frau des nächsten Jahrhunderts! Vielleicht weniger Klavier und französische Litteratur, das ist möglich, denn gegen diese macht sich jetzt schon eine starke Strömung geltend. Aber mehr exakte Wissenschaft, welche den Geist schult und Einsicht in das Leben erschließt. „Um Gotteswillen, nur keine gelehrten Frauen!“ wird man vielleicht rufen. Aber die gelehrte und die wahrhaft gebildete Frau, das ist zweierlei! Nicht das Vielwissen, sondern das Vielverstehen macht den bleibenden Wert des geistig erworbenen Gutes aus.

Freie Bahn für das weibliche Talent, allgemeine Bildung, geistiges Verständnis für die Bestrebungen des Mannes, das könnte die Devise sein für das weibliche Geschlecht der nächsten Zukunft, und in diesem Sinne wollen und sollen wir auf unsere jungen Töchter wirken!

Mein erstes Debüt.

Von Zoë von Reuß.

(Schluß von S. 174.)

Nachdruck verboten.

Ich hatte meinen Mut wiedergesunden. Nicht das großgehätschelte Selbstvertrauen, mit dem ich gekommen war, sondern den demüthigen und doch stolzen Mut des darstellenden Künstlers, der sich berufen fühlt, eine hehre Dichtergestalt zu verkörpern. Das arme Geschöpf mit der großen Seele war meine Lehrmeisterin geworden, welche in ihrem Kunstverständnis die Lehrmeisterin der Theaterchule weit hinter sich ließ.

„Boktaufend, mein Fräulein, woher haben Sie plötzlich das Spiel?“ fragte mich am andern Tage der Direktor verwundert und hocherfreut, nachdem ich ihm in einer Privatprobe die Hauptscenen meiner Partie nach Adelheids Auffassung vorgesührt hatte. „Gestern die richtige Holzpuppe! Wenn ich natürlich auch recht gut weiß, wie viel Reiz mit unterläuft, besonders bei der gealterten Frau Venus, so konnte ich diesmal den Kolleginnen nicht unrecht geben! Und nun —?“

„Habe ich zu viel gesagt?“ so nahte der Kapellmeister strahlend.

„Auch die Stimme ist voller geworden!“

„Unbegreiflich!“ ließ sich der Direktor wieder vernehmen. „Es muß Ihnen etwas besonders Gutes passiert sein? Vielleicht eine ersehnte Liebeserklärung? Oder ein vergoldeter Heiratsantrag? Wäre nicht gerade wunderbar —“

Ich verneinte lächelnd.

„Es ist Stille in Ihrem Spiel!“ meinte der Direktor anerkennend, „und so plötzlich! Das pflegt nicht von ungefähr zu kommen!“

Ich schwankte einen Moment, ob ich dem Chef Mitteilung von Adelheids Unterricht machen sollte, aber ich unterließ es: es schien mir fast eine Entweihung ihres ängstlich behüteten keuschen Geheimnisses. Nur dem Kapellmeister gegenüber vermochte mein volles Herz nicht ganz zu schweigen, sondern floß über wie ein bis zum Rande gefülltes Gefäß. Als er mich nach der letzten glücklich verlaufenen Orchesterprobe bis an die Thüre des Patrizierhauses begleitete, teilte ich ihm mein Erlebnis mit. Eine sichere Ahnung sagte mir, daß er mich verstehen werde. Auch sah ich mich keineswegs getäuscht.

V.

Bei der am folgenden Tage stattfindenden Aufführung von Wagners „Lohengrin“ war das ganze, große Haus auf sämtlichen Plätzen besetzt. Der große Tenorist fand das bei seinem Gastspiel natürlich nur selbstverständlich, der erfahrene Direktor hingegen konnte immerhin ein vergnügliches Schmuzeln nicht ganz unterdrücken.

Ich stand angekleidet und vollkommen bereit vor dem mächtigen, verstellbaren Toilettenspiegel des mir eingeräumten besten Garderobezimmers. Das perlengestricke, blaue Atlasgewand, mit der an kunstvoller Silberkette malerisch herabhängenden Châtelaine des Burgfräuleins, stand mir gut — ja es war kein Zweifel! Dazu das blonde, aufgelöste Haar, das mir ungeträumt, aber doch in schlanken Wellen über den Nacken floß bis zu den Hüften herab, und kaum der nachhelfenden Hand des Theaterfriseurs oder meiner geschickten Garderobiere bedurfte, denn wie von selbst schien sich Diadem und Schleier an das Haupt der deutschen Fürstentochter zu schmiegen. Gewiß, ich fühlte mein Herz stolz und freudig klopfen im Bewußtsein meiner vorteilhaften Erscheinung! „Wie wird er mich finden?“ dachte ich immer wieder. „Wird er, seinen Taktsinn schwingend, mich nur hören und sehen, mit den kritischen Sinnen des Künstlers, oder wird mich sein Blick freudig und verlangend begrüßen, im wachsenden Gefühl der erwachenden Mannesliebe?“ Mein Herz schlug mir plötzlich so stürmisch in der Brust, als ob es das knappe, blaue Atlasgewand sprengen wollte. Thörichtes Mädchenherz, willst du mich mit deinem Klopfen verraten?

Im Konversationszimmer traf ich auf die lustige Teufelsbrut des Bemusgefindels, das soeben der verführerischen Grotte des Hörjelberges entstrichen war. Die gewöhnlichen Choristinnen der Oper waren heute wohl durch ein Duzend allerliebster Ballett-ratten verstärkt, die als „routinierte Statistinnen“ im Gefolge der alternden Frau Venus „agiert“ hatten. Gleich den irdischen Untergebenen meditierten sie sämtlich, lachend und schwagend, über die wacklig gewordene Herrschaft ihrer Göttin, bei der nicht viel mehr zu holen sei. Mein Anblick schien ihnen zu imponieren, unwillkürlich gaben sie den Raum frei, als ich, das aufgeschlagene Notenblatt in der Hand, unter die Gastrone trat.

„Wenn ich solche Augen und dazu diese Stimme hätte, würde ich niemals das Vampenfieber bekommen!“ hörte ich, belustigt, hinter mir sagen.

„Sie ist eben kein richtiges Theaterblut! Wenn sie die vielen langen Operngucker auf die Bühne gerichtet sieht, wird aus dem Vampenfieber vielleicht noch gar ein Kanonenfieber!“

„Das wäre ja das richtige Fiasko!“

„Was verschlägt's uns?“

„Unfimm! Sie sieht nicht danach aus. Der Alte war gestern in der Orchesterprobe auch ganz weg — wenn er's auch gut versteckte, wegen des Spielhonorars. Wir kennen den Knicker.“

„Allerdings!“

„Ich glaube, diese Kunstnovize ist eine alte, ich wollte sagen, eine junge Liebe von dem Tenoristen, die er bei dieser Gelegenheit kurre machen will. Darum nur ließ er sie sich nachkommen.“

„Wird Lohengrin diese Elisabeth auch sitzen lassen?“ drang es in unverfälschtem Theaterjargon jetzt auch von anderer Seite an mein Ohr.

„Nun, vielleicht überlegt er sich die Sache anders, als Wagner,“ antwortete eine nieblide, stark defolletierte Ballett-ratte, indem sie ein riesengroßes Glas dampfenden Punsch's beinahe in einem Zuge austrank, das ihr der sagenhafte Ritter und Minnefänger, Heinrich von Osterreich, als zweiter „Meister Frauenlob“ hatte präsentieren lassen.

In diesem Augenblick ertönte draußen die Klingel des Regisseurs, das Notenblatt fiel mir fast von selbst aus der Hand. Und wenige Augenblicke später stand ich, Adelheids Eintritt in den Sängersaal genau kopierend, draußen auf den weltbedeutenden Brettern, um mein Bravourstück, die keusche und doch so liebeswarme Arie der Elisabeth zu singen.

Ich setzte richtig ein — aber die Stimme klingt gepreßt. Ich fühle, daß die niedergehaltene Aufregung mich doch unweilhaftig in der vollstündigen Herrschaft über meine Mittel beeinträchtigt. Unwillkürlich juchen meine Augen den Blick des Kapellmeisters — wie hilfebedürftig. Aber auch er erscheint über-rascht, enttäuscht, gespannt — nein, sein besorgter Blick, in dem alles Anteilnahme, persönliche Anteilnahme ist, vermag mich diesmal nicht zu befreien. Gültiger Himmel, greift er mich doch wieder an, der unselige Theaterbolob! Vampenfieber? Nein — ich suche ihn! Mit erzwungenem Mute erhebe ich dem vielköpfigen Ungeheuer Publikum gegenüber meinen diademgeschmückten Kopf höher, dazu die Stimme forciierend. Wie stark ist die Kraft meiner Nerven? Wird sie — ausdauern? Da fällt, wie durch ein göttiges Geschick gelenkt, mein Blick ganz zufällig auf die kleine Seitenloge, links die erste in der Reihe, welche mir Adelheid geprächtweise als ihren festen, früheren Platz bezeichnet hatte. Aber träume ich denn? Was ist das? Sitt sie nicht wieder, wie vor Jahren, halb hinter den Pfeiler versteckt? Ja, sie ist es — unzweifelhaft. Der leuchtende Blick und ein sanftes, verständnisvolles Neigen des Hauptes besiegen den Zweifel. Mein Schutzgeist ist mir nahe! Triumph — ich siege!

Und das Beifallsstürmen am Schluß meiner Arie gab mir weiteren Mut, und mit dem wachsenden Selbstvertrauen stieg auch die Macht meiner Mittel. Immer voller, freier, dramatischer schmetterte ich die herrlichen Tongebilde in das laufende Haus hinaus. Von Augenblick zu Augenblick hob mich die hehre Dichtergestalt, der ich Leben und Blut einzuhauchen berufen war, mehr und mehr über mich selbst hinaus. Als Adelheid eine halbe Stunde später ihren Platz und auch wohl die

Ober verlassen hatte, vermutlich tief erschöpft, wußte ich bereits, daß es außer ihr noch etwas anderes gab, um mich vor den Tücken der Theaterbolde zu bewahren: volle, reinste, alles vergessende Hingabe an die augenblickliche Aufgabe der Kunst! In der letzten Scene mit Tannhäuser fiel ein Bouquet zu meinen Füßen nieder. Bescheiden, fast erschrocken trete ich zurück, um es seiner Hoheit vom hohen O zu überlassen. Da kommt, wie ein schöner, farbenbunter Vogel, ein zweites geflogen, wie ein Signal zu einem wahren Ansturm von Treibhaus- und ersten Lenzesblüten — bald schritt mein Fuß über Rosen und Veilchen. Und als ich, auferstanden, eine halbe Stunde später nach Schluß der Vorstellung an der Seite des Tenoristen vor den Lampen erschien, war des Beifalls kein Ende!

„Nun, das Ding hat sich ja ganz charmant gemacht, Kleine, wirklich noch ganz famos. Ich hoffe, wir werden einander nicht vergessen!“ sagte Direktor Bernini, als ich mich abschiednehmend und glückstrahlend nach der Vorstellung empfahl.

„Der heutige Tag ist im Kalender rot anzustreichen, Fräulein Klara!“ bemerkte der große Tenorist, indem er ein Zündhölzchen hervorzog, um den Tag mit einer echten Cigarre ganz gemächlich zu beschließen, wie andere Sterbliche auch. „Ein erfolgreiches erstes Debüt mit —“

„Mit Ihnen!“ ergänzte ich lächelnd und schnell. „Nun, ich verspreche Ihnen, daß Mutter diesen Tag nicht allein im Kalender rot anstreichen wird, sondern daß ich ihm und — Ihren Triumpfen auch einige Blätter meines Tagebuchs widmen werde.“

„Ich hoffe auch, daß wir uns nun häufig sehen werden, daheim! Oder zweifeln Sie, daß ich es bin, der Ihr Glück gemacht hat?“

„Keineswegs! Auch wird mich die Dankbarkeit an Ihr freundliches Gedenken durchs Leben begleiten. Mehr wird kein Gentleman erwarten — vielleicht dies kaum! Auf Wiedersehen!“

Damit hatte ich dem harrenden Kapellmeister den Arm gegeben, um mich nach dem Wagen geleiten zu lassen. Er rötend empfand ich, einsteigend, noch seinen glücklichen dankbaren Händedruck.

„Haben gnädiges Fräulein auch mein Bouquet wahrgenommen?“ fragte mich der Sohn des Hauses, als ich eine halbe Stunde später mit ihm und der Senatorin am reich besetzten Theetisch saß. „Nicht?“

Ich gestand lächelnd meinen Fehler.

„Schade, wirklich recht schade. Weiße Kamelien und Marschall-Niel-Rosen, sehr distinguirt. Nur gut, daß ich kein Bracelet hinein versteckte.“

Ich ließ die Bemerkung unbeantwortet und sog dafür den Duft des Veilchenbouquets ein, mit dem mich der Kapellmeister nach Schluß der Vorstellung begrüßt hatte.

„Bei Ihren beneidenswerten Mitteln würden Sie bei der Operette eine glänzende Karriere machen,“ ließ sich der junge Bankier wieder hören. „Wenn auch kein Thron, aber sicher doch eine Million würde Ihnen zu Füßen gelegt werden!“ setzte er mit verlebtem Seitenblick hinzu.

„Adelheid läßt dich bitten, sie noch diesen Abend in ihrem Zimmer zu besuchen,“ sagte die oktroyierte Tante und ängstlich gewordene Mutter, welche den Abend in einem Missions-theeränzchen verbracht hatte! „Es soll mich nicht wundern, wenn sie morgen krank ist! Aber sie ließ es sich einmal nicht ausreden, nach dem ‚Tannhäuser‘ zu fahren. Natürlich hat sie kaum während des zweiten Aktes ausgehalten. Aber du scheinst angegriffen? Natürlich!“

„D, nein, nein!“ demonstrierte ich lebhaft. „Ich fliege zu ihr!“

„Darf ich dir nicht zuvor ein Glas Wein holen aus meiner Wandschenke? Du bist blaß, mit Schatten unter den Augen. Nicht allein die Moral läuft bei solcher Laufbahn Gefahr, auch der Teint wird sogar frühzeitig verdorben.“

„Adelheid, ich darf Sie wirklich noch sehen, heute?“ Damit trat ich wenige Augenblicke später mit tiefster Nührung in das vornehm eingerichtete Gemach der Patriziertochter.

„Konnten Sie denken, daß ich Ruhe finden würde — anders?“ fragte sie von ihrer Chaiselongue. „Unmöglich!“

„Ich verstehe!“

„Waren Sie sehr überrascht, mich in meiner Loge zu erblicken?“

Als Antwort gab ich ihr eine kurze Schilderung des Seelenzustandes, der mich von neuem in Gefahr zu bringen drohte, und der Erlösung durch ihren Anblick.

„Ja, ich wollte Ihnen nahe sein, Sie ermutigen durch meine Gegenwart,“ sagte sie mit freundlichem Lächeln. „Aber — das war's nicht allein, Klara —“

„Nun?“

„Wahrlich, Sie scheinen mir fast von der Vorsehung gesandt zu sein, um meine Erbin zu werden, die Erbin meines ungehobenen, teuersten Schatzes! Ahnen Sie nicht, daß es mich aus diesem Grunde trieb, mein eigenes, innerstes Selbst bei Ihnen wie in einem Spiegel zu sehen? Und daß der Ihnen

der Tannhäuser, auch du bist ja beinahe in den Himmel gehoben!“ sagte meine teure Mutter am andern Nachmittag früh und überglücklich, während ich mich, nach einer langweiligen Eisenbahnfahrt, daheim vor meinem gewöhnlichen, kleinen Spiegel auszukleiden begann.

„Vorläufig, Mutter, bleibe ich noch hübsch auf der Erde, wo es mir jetzt recht gut gefällt!“ lachte ich vergnügt. „Was sehe ich? Welche Opulenz: Schokolade und Windbeutel mit Schlagsahne? Mutter, welch festlicher Empfang!“

„Natürlich ist dir das Erzählen nicht geschenkt durch die Zeitungsberichte!“ erklärte Mama.

„Ich habe doch immer gesagt, daß die Klara noch einmal berühmt wird und in die Zeitung kommt,“ meinte Tante Marianna, eine entfernte Verwandte meines lieben, verstorbenen Vaters,

welche die aljungferliche Neugier eigens zu meinem Empfang hergetrieben hatte, indem sie dabei mit dem Mokkaöffelchen bereits die dritte Tasse Schokolade sehr behaglich und geduldig auslöffelte. „Flatterst du bald wieder von dannen, Klara?“

„Sehr möglich, Tante.“

„In allen Zeitungen dort auf dem Tische steht ausfüllend von dir zu lesen,“ fuhr sie eingehend fort, indem sie auf einen aufgestapelten Stoß Zeitungsblätter deutete, der auf einem Nebentische lag. „Von allen Seiten hat man Mutter die Berichte über die Aufführung zum Lesen geschickt, jeder wollte ihr gern eine Freude machen! Aber du bist ja immer noch nicht fertig mit deinem Anzug? Wahrhaftig, du bist die richtige Zwiebel, mit ihren sieben Häuten!“ setzte sie hinzu, indem sie sich von ihrer Schokolade erhob, um mich dienstfertig noch die letzte Hülle abzunehmen, mit welcher Adelheids Fürsorge mich für die Eisenbahnfahrt versehen hatte.

„Es war doch gut, Mutter, daß ich in das Patrizierhaus kam,“ sagte ich dabei, in Erinnerung des Erlebten.

„Siehst du, Wortwischen!“

„Sieh hier, Mutter: mein erster Verdienst! Darf ich ihn deiner Kasse beisteuern?“ Damit präsentirte ich ihr zehn Goldstücke, die mir der Theaterkassierer kurz vor meiner Abreise überbracht hatte. Dann zog ich ein verblühtes Veilchensträußchen hervor, um es als teuerstes Andenken an meine erste „Kunstreise“ heimlich an meine Lippen zu drücken.

Die Jahre flogen rasch und ließen mich immer heimischer auf der Bühne werden. Vom Lampenfieber habe ich wenig oder nichts wieder verspürt. Aber ich bin auch kein star geworden.

Dem großen Tenoristen bin ich daheim keineswegs aus dem Wege gegangen. Aber meine unverändert kundgebene Dankbarkeit war jederzeit doch mit so viel notwendiger Reserve gemischt, daß er mich niemals wieder empfohlen hat. So habe ich mir meinen Weg selbst suchen müssen. Dafür wurde aber der Briefwechsel mit dem Kapellmeister allmählich so lebhaft und freundschaftlich, daß er mir eines Tages nach der kleinen Residenzstadt nachgereist kam, in welcher ich mich als Wandervogel für kurze Zeit eingenistet, um mich zu fragen, ob ich mich entschließen könne, der Bühne Valet zu sagen, um seine Gattin zu werden. „Es wird allerdings mit Ihrem Abschied von der Bühne eine mittelgute Sängerin weniger geben, dafür aber eine geliebte, deutsche Frau mehr!“ schloß er die lange hinausgeschobene Werbung.

Freudig gab ich mein Jawort, um ihm nach einer anstrengenden Winteraison nach H. zu folgen, wo wir uns gleich den zurückgekehrten Zugvögeln das Nest bauten. Neben unserer Liebe wollten wir treu der Kunst leben, in deren Verehrung und Pflege wir uns einst gefunden hatten.

Unser erster größerer, gemeinschaftlicher Spaziergang war nach dem Friedhof zu Adelheids Grabe. Drei Jahre schon ruhte sie draußen im Schlummergarten vor dem Thore. Niederkniend an ihrer Ruhestätte gebachte ich mit tiefster Nührung der wunderbaren Begegnung mit ihr und blickte weinend zu der Stelle nieder, wo die abgelegte, kümmerliche, irdische Hülle im Schoße der Erde geborgen worden war, um den großen und edlen Geist frei zu geben! Ein erster Falter, der im glänzenden Sonnenschein auf einem Strauße Lenzesblüten saß, und die sanftwehenden Veilchendüfte schienen mir ihre Seele von neuem zuzutragen.



Dina. Gemälde von Natanael Schmitt.

Photographieverlag der Photographischen Union in München.

anvertraute Schatz nicht ganz wertlos ist — nun das Publikum ist Richter gewesen.“

„O Adelheid!“

„Die kleine begabte Debütantin ist von ihm gefeiert und verzogen worden, wie eine richtige Primadonna!“

„Wie soll ich Ihnen danken?“

„Nun, ich denke, wir bleiben Freundinnen fürs Leben — mag die mir noch vorbehaltene Strecke kurz oder lang sein!“ schloß sie jetzt, gütig wie immer, aber auch tief erschöpft die Unterredung.

Ich hatte, vor ihr kniend, ihre weiße, magere Hand, mit den unverhältnismäßig langen Fingern, längst wiederholt an meine Lippen gezogen und mit heißen Küßen bedeckt. Jetzt sank ich stumm an ihr Schwesterherz.

VI.

„Wir haben schon alles im Tageblatt gelesen, nicht nur

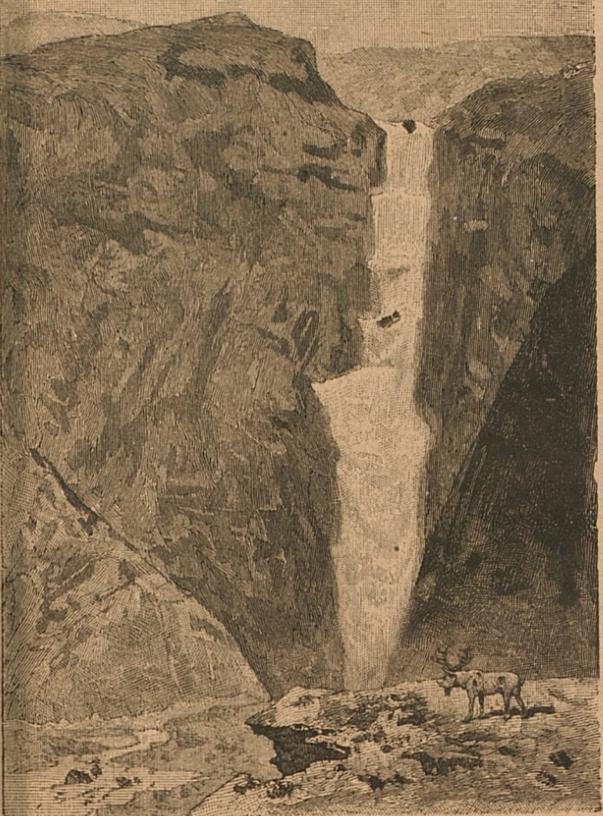
den Himmel
Nachmittag
er langweilige
nlichen, kleiner
auf der Erde
e ich vergnügt
und Windbeute
pfang!"
chenk durch die
noch einmal be
Lante Marianna
orbene Waters
ungferliche Ne
neinem Empfang
atte, indem sie
Mokkaföfcher
te Tasse Schoko
lich und geduldi
Glatteft du bald
nnen, Kläre?"
iglich, Tante."
Zeitungen den
e steht ausfühe
lesen," fuhr sie
indem sie auf
velten Stoß Zei
eutete, der auf
che lag. "Vor
at man Mutter
ber die Auffich
n geschickt, jeder
n eine Freude
du bist ja im
cht fertig mit
? Wahrhaftig
chtige Zwiebel
Gäuten!"
em sie sich vor
erhob, um mit
die letzte Hülle
it welcher Abde
mich für die
versehen hatte.
doch gut, Mut
das Patrizien
te ich dabei, in
s Erlebten.
"Vorwischen!"
Mutter: mein
! Darf ich ihn
stenern?"
e ich ihr sein
mir der Theater
or meiner Ab
hatte. Dann
hütetes Weilsen
or, um es als
uten an meine
e" heimlich an
u drücken.
e flohen rath
ch immer her
Bühne wer
penfieber habe
nichts wieder
ich bin auch
den.
en Tenoristen
eineswegs aus
gangen. Aber
dert kundgege
t war jederzeit
l notweniger
t, daß er mich
empfohlen hat
r meinen Weg
üssen. Dafür
r Briefwechsel
meister allmäh
d freundschaft
e eines Tages
Residenzstadt
in welcher
ndervogel für
stiftet, um mich
ich mich ent
der Bühne
m seine Gattin
s wird aller
Abschied von
e mittelgute
er geben, da
iebte, deutsche
chloß er die
chobene Wer
m nach einer
wo wir uns
uten. Neben
in deren Ver
ziengang war
re schon ruhete
Niederknien
ung der wun
zu der Stelle
le im Schoße
en und edlen
in glänzenden
faß, und die
e von neuem



Reisen nach Schweden.*

Nachdruck verboten.

Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich hinsichtlich der Wanderrichtung der Reisefreunde ein merkwürdiger Wechsel vollzogen. Während damals die rebengeschmückten Hügel an Rhein und Donau, die saftigen Matten, blauen Häuser und rührigen Plätze Hollands vor allem aufgesucht wurden, trat später eine ausgesprochene Neigung für die gletscherbedeckten Niesen der Alpenwelt, für Italiens und Frankreichs sonnige Gelände hervor. Gleichwie aber der Golfstrom sich in zwei nach Nord und Süd strebende Arme spaltet, so ist auch in den jüngsten Jahrzehnten im Touristenstrom eine Teilung eingetreten: ein stetig sich mehrender Bruchteil von Reisenden eilt jetzt dem skandinavischen Norden zu. Neben Norwegen ist es hauptsächlich Schweden, das eine steigende Anziehungskraft ausübt. Tegnér's und Runebergs Dichtungen haben zuerst mit begeisterter Liebe und in schwungvollen Worten auf die Schönheiten ihres Vaterlandes hingewiesen. Durch Verbesserung der Kommunikationsmittel ist dessen Besuch allmählich vollkommen gefahrlos, dabei billig und bequem geworden. Deutsche und schwedische Wissenschaft und Kunst sind in innige Beziehung und Wechselwirkung getreten. Die Reise nach Schweden wird daher für jeden gebildeten und mit Naturfremde begabten Touristen eine Quelle reichen unvergänglichen Genusses bilden. Freilich vermiffen wir hier die gigantisch sich emporstürmenden zerrissenen Bergkuppen, die tiefeinschneidenden und in ewige Schatten getauchten Fjords, welche den Hauptschmuck Norwegens darstellen; dafür bietet uns das Land der Wäsa neben seinen reichen geschichtlichen Erinnerungen einen Wechsel von landschaftlichen Scenerien, wie ihn wohl keine andere Gegend Europas aufzuweisen vermag. Auf Skånes weiten Ebenen erfreuen üppige Saatfelder, fette Wiesengründe, herrliche Buchenbestände, fruchtbeladene Obstbäume und wohlgepflegte Gärten das Auge. Småland eigentümlich sind jene dünnen Fichtenwälder, Heide- und Moorstrecken, auf denen unzählige Steine und erratische Blöcke zerstreut liegen. Ueber Blekinge und Södermanland, sowie die



Dalarne: Der Wasserfall bei Njupeskar.

* Unsere Illustrationen sind dem reich ausgestatteten verdienstlichen Werke „Das malerische Schweden“ entnommen. Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottländer, Breslau.



Fämtland: Åreskutan.

am Mälaren gelegenen Teile Uplands hat die Natur ihre Gaben in verschwenderischem Maße ausgeschüttet. Reichthum an Wasser — fließendem sowohl als stehendem — verleiht im Zusammenhang mit Fels und Wald diesen Provinzen einen geradezu bezaubernden Reiz. An die bayrischen Voralpen und das deutsche Mittelgebirge erinnern Dalarne und Fämtland. Kahl und öde, von den Wogen des ewig ruheloßen Kattegat gepeitscht, bilden Hallands trostlose Felsküsten und öde Sandwüsten einen schroffen Gegensatz.

Noch immer bedecken ungeheure Forste den Norden Schwedens; in seinen mittleren Theilen treffen wir die mächtigen Seebecken des Wener, Wetter und Mälars; auch an imposanten Strömen und Wasserfällen ist kein Mangel. Im Schoße der Erde lagert das beste Eisen und Kupfer, sowie etwas Silber; die Gruben zu Gellivara, Dannemora, Falun und Sala sind weltberühmt. Was weniger bekannt, aber selbst bei einem kurzen Aufenthalt im Lande bald ersichtlich wird, sind die großen Fortschritte, welche materielle und geistige Kultur gemacht haben. Zahlreiche Bahnen und wohlgehaltene Straßen fördern Handel und Verkehr, deren stetiger Aufschwung überdies durch ein ausgedehntes, kunstreiches Kanalnetz begünstigt wird. Universitäten und Gymnasien, nicht minder das Volksschulwesen erfreuen sich wärmster Fürsorge von Seiten der Regierung. Die letzten Beschränkungen religiöser Freiheit sind in raschem Schwinden begriffen. Noch hängt der größte Teil des Schwedenvolkes an den ererbten Tugenden der Väter: „Fleiß, Redlichkeit, Gastfreundschaft.“ Die staatsbürgerlichen Rechte sind durch Gesetz und Verfassung geschützt, und ein humaner, erleuchteter Fürst lenkt die Geschicke des Reiches, dessen Beamten zu den tüchtigsten und zugleich bestbesoldeten Europas zählen.

Unter den schwedischen Städten tritt besonders Stockholm hervor. Mit Recht nennt es sich die „Mälarkönigin“: denn zwischen Meer und See auf Inseln und steil abfallenden Felslandszügen thronend, bietet dieses „Venedig des Nordens“ von allen Seiten einen wahrhaft prächtigen Anblick dar. Das hochragende Schloß, die Kuppeln und Türme zahlreicher Kirchen und öffentlicher Gebäude, der Mastenwald des stets belebten Hafens und die nach allen Richtungen kreuzenden Dampfboote geben in ihrer Gesamtwirkung ein beredendes Bild. Von den Sehenwürdigkeiten der Residenz sind außer der Königsburg und den Kirchen die Staatsbibliothek, das Nationalmuseum und das von dem verdienstvollen Patrioten Dr. Hagelius begründete „Nordische Museum“ in erster Linie zu nennen. Große geschichtliche Erinnerungen ruft die Riddarholms-Kirche nach, in der Gustaf II. Adolf, Karl XII. nebst anderen Fürsten und Helden ruhen und zahlreiche Kriegstrophäen darauf hinweisen, daß Schweden einst auch in der Politik eine bedeutende Rolle gespielt hat. Wenn wir endlich noch erwähnen, daß es der schwedischen Metropole an prunkvollen Theatern, sowie eleganten Konzert- und Vergnügungshoteln nicht mangelt und daß der herrschende Gesellschaftston ebenso fein wie ansprechend ist, glauben wir zu ihrem Lobe nichts mehr beifügen zu müssen.

Aber auch außerhalb Stockholm finden wir in Schweden viele sehenswerte, interessante Städte. Da ist das immer schöner aufblühende Malmö, die rege Vermittlerin des Handelsverkehrs mit Kopenhagen und weiterhin mit ganz Dänemark und den gegenüberliegenden Häfen Deutschlands: eine alterwürdige und doch fast in jugenfrische prangende Stadt mit historisch merkwürdigen Bauten, wie das herrliche Rathhaus mit dem denkwürdigen Saale, der nach König Knut dem Heiligen seinen Namen trägt; wie das alte Schloß Malmöhus, wo der Günstling und dritte Gemahl der Schottenkönigin Maria Stuart, Jakob Bothwell, in langer Haft sein Verbrehen an Darnley büßte u. a. m. Da ist ferner das ruhmvolle Lund, dem äußeren Anblick nach eine fast schwermütig stille Landstadt inmitten üppig grüner Umgebung, ausgezeichnet durch große historische und wissenschaftliche Erinnerungen. Einst zählte die Stadt mehr als 20 Kirchen und 100.000 Einwohner, und das hier im Jahre 1065 gegründete Bistum stand lange an der Spitze der nordischen Christenheit. Von jener Zeit blieb als ehrwürdig bekannt der Dom, das großartigste romanische Bauwerk Scandinaviens, übrig. An wissenschaftliche und historische Großthaten mahnt das bescheidene Haus an der Klosterstraße mit der schlichten Inschrift: „Hier wohnte Elias Tegnér 1813—1826.“ Genau das Gegenteil von Lund ist Göteneburg oder Götoborg; erst 1618 von Gustaf Adolf angelegt und wieder und wieder durch Feuersbrünste verheert, erscheint sie als rege Handelsstadt von modernstem Gepräge. Daß Upsala als Sitz eines Erzbischofs, als Universität und Kathedralstadt hohe Beachtung verdient, ist bekannt genug.

Was für Lund Tegnér, ist für Upsala Karl von Linné, der erste unter den Botanikern. Die große Bibliothek hat als köstlichsten Schatz den Codex argenteus, die wichtigste Quelle für unsere Kenntnis des Gotischen. Ferner besitzen die Kirchen zu Vinköping, Stara, Warnhem u. s. w. manches Charakteristische. Von dem noch teilweise erhaltenen Kloster Wadstena am Wettersee verbreitete sich einst der Birgitten- oder Erlöserorden über einen großen Teil des Abendlandes. Den Städten Malmö, Norrköping und Gelse verleiht besonders der großartige Handelsverkehr ihre Bedeutung. Norrköping zeichnet sich überdies durch eine sehr entwickelte Industrie, herrliche Bauten und zahlreiche gemeinnützige Anstalten aus.

Bei den Touren nördlich von Upsala ist es nur mehr die Landschaft als solche, welche anzieht und erfreut. Besonderen Reiz entfalten die Ufer des Siljan- und Storsjö, die man mit Bahn bequem erreichen kann. Dalarne und Fämtlands Berggegenden sind ebenfalls reich an Schönheiten. Der am Fuße des Julubergs zerstäubende Njupesfärsfall und der nahezu 1200 Meter hohe, kegelförmige Ståbjan bei Särna verdienen — ersterer wegen seiner pittoresken Umgebung, letzterer durch den weiten, aber düsteren Rundblick, den er gewährt — entschieden größere Beachtung, als ihnen bisher zu teil wurde. Freilich ist die Erreichung derselben zur Zeit noch mit so großen Schwierigkeiten verknüpft, daß Damen davon gern Abstand nehmen. Dagegen läßt sich sehr leicht ein Abstecher nach dem an der Bahnlinie Stockholm-Storlien gelegenen Berggipfel Åreskutan unternehmen, von dessen Scheitel sich ein großartiges Panorama insbesondere über die grünen Waldreviere Fämtlands und die zerrissenen Felsketten Norwegens eröffnet.

Die nördlichsten Provinzen Schwedens werden zur Zeit noch wenig bereist. Daß aber auch die von der Natur minderbegünstigten Landstriche immerhin einzelne idyllische Punkte enthalten, mögen die geeigneten Leserinnen aus der Abbildung des Ortes „Sveg“ (Härjedalen) erkennen. Dr. P. W.

Das „Café“ und der Kaffee.

Nachdruck verboten.

Wir betreten in einer großstädtischen Hauptstraße eines jener glänzend ausgestatteten Lokale, das in großen Lettern die Bezeichnung „Café“ auf den mächtigen Scheiben der Fenster trägt. Die eleganten Räumlichkeiten schimmern im Glanze zahlloser elektrischer Glühlämpchen. Wand- und Deckengemälde hervorragender Künstler wetteifern mit der kostbaren Pracht des sie umgebenden reichen Marmorbelages. Wir sehen uns auf eines der schwellenden Polster, und schon fragt ein dienstbarer Geist: „Kaffee? Schwarz, braun oder mélange?“

Fast unwillkürlich halten wir das moderne Café mit seinem bewegten Treiben für eine Schöpfung der neuesten Zeit. Dem ist aber nicht so, sein Ursprung reicht vielmehr schon über 400 Jahre zurück. Ein arabischer Geschichtsschreiber jener Zeit erzählt uns, daß die Einwohner von Mekka besondere Kaffeehäuser hatten, wo sie sich unter dem Vorwande des Kaffeetrinkens häufig versammelten und die Zeit auf angenehme Art hinzubringen suchten, auch belustigte man sich dort an Spiel, Musik und Tanz.

Von hier aus verbreitete sich diese Sitte nach Kairo. Den frommen Muselmännern war aber die fröhliche, oft ausgelassene Stimmung, die in den Kaffeehäusern herrschte, alsbald ein Greuel, sie setzten einen Straßentumult in Scene und plünderten die Lokale. Die Kaffeehäuser mußten einige Zeit geschlossen bleiben, bis sich die Bewegung gelegt hatte, und bei ihrer Wiedereröffnung wurde eine Polizeistunde festgesetzt.

Wie so häufig, war auch hier die Einschränkung eines Gebrauches nur Anlaß zur freieren Weiterentwicklung desselben. Damaskus, Aleppo folgten mit der Einrichtung von Kaffeehäusern, dann Konstantinopel, und gerade die in letzterer Stadt können als Urbild der jetzigen betrachtet werden. In ihren für damalige Zeit außergewöhnlich glänzend ausgestatteten Räumen versammelten sich Gelehrte, Künstler, sowie Leute, die sich am Schach- oder Brettspiele belustigen und ihre Zeit, ohne viel Unkosten aufzuwenden, in zwangloser Unterhaltung verplaudern wollten. Auch gab es schon Bänke vor der Thüre für diejenigen, welche in frischer Luft sitzen und die Vorübergehenden mustern wollten.

So wurden diese Lokale alsbald derart beliebt, daß sie sich trotz drückender Abgaben ganz außerordentlich vermehrten und immer besucht waren, während die Moscheen leerstanden. Aber auch in Konstantinopel blieben ihnen Verfolgungen nicht erspart. Die Derwische predigten dagegen und vermochten sogar ein Verbot der Kaffeehäuser zu erwirken, das indessen bald wieder aufgehoben wurde. Auch aus Gründen der Politik war eine zeitweilige Schließung der Kaffeehäuser angeordnet. Es wurden dort nämlich die politischen Tagesereignisse sehr frei besprochen.

Als nun die Pforte in dem Kriege um Kandia mehrfach Mißerfolge zu verzeichnen hatte, die in den Kaffeehäusern der absälligen Kritik unterzogen wurden, veranlaßte die Regierung abermals ihre Schließung, weil — und das ist besonders interessant — die dort ausgeübte ernsthafte Kritik eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit und Ordnung bilde, während in den Wirtschaftshäusern, die von dem Verbot nicht betroffen wurden, sich die jungen Leute nur mit Singen lustig machten und von nichts als von ihren Liebeshändeln und sonstigen Thaten sprachen. Indessen selbst dies abermalige Verbot der Kaffeehäuser war, zumal es ausschließlich für Konstantinopel Geltung hatte, von nur kurzer Dauer.

Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurden in England, Frankreich und Wien, zu Anfang des achtzehnten in Stuttgart und Berlin die ersten Cafés eröffnet. Diese unterschieden sich aber von den levantinischen dadurch, daß man in ihnen auch Thee, Schokolade, Eis, Limonade und dergleichen erhalten konnte.

Paris hatte 1715 schon über 300 solcher Wirtschaften, und ein Schriftsteller damaliger Zeit sagt charakteristisch: „Paris devient un grand café.“ In London sollen sogar bereits mehr denn 1000 Cafés bestanden haben, als König Karl II. ihre Schließung verfügte, weil, wie überliefert ist, dort die Regierungsangelegenheiten mit kaltem Verstande diskutiert würden, während in den nicht verbotenen Weinstuben der Rebenfaß bald die Köpfe der Trinker erhitzte und zu erstem Denken untauglich machte. Auch dies Verbot wurde gerade wie das oben erwähnte und ähnlich begründete in Konstantinopel in Kürze wieder aufgehoben.

Von weiteren Einschränkungen des immer allgemeiner werdenden Kaffeegenusses sind nur noch die Maßnahmen erwähnenswert, welche Friedrich II. in Preußen dagegen ergriff. Er monopolisierte den Kaffeehandel und ließ das geröstete Produkt zu einem außerordentlich hohen Preise verkaufen. Der gemeine Mann, der schon damals täglich zweimal Kaffee trank, sollte sich von dem so teuren Getränk entwöhnen, während der Reiche, der den Genuß nicht entbehren wollte, die Lasten für die Unterhaltung der Invaliden zu tragen hatte, wofür der

Ertrag des Monopols bestimmt war. Auf ein Gesuch der Händler um Erleichterung der drückenden Maßregeln erwiderte Friedrich II.: „Uns Preußen gehen allein für Kaffee jährlich wenigstens 700 000 Thaler, während die Brauereien, welche doch nur Produkte des Landes verarbeiten, sich in einer beklagenswerten Lage befinden und der Vernichtung anheimfallen müssen, was dem Adel, dem Bürgerstande und dem Bauern einen unersehbaren Schaden bringen wird.“ Und wenige Jahre später antwortete er auf eine Petition der pommerschen Stände: „Es ist bedauerlich zu sehen, wie der Verbrauch von Kaffee zugenommen hat. Wenn man dem Handel mit diesem Artikel Zügel anlegt, werden die Leute wieder auf den Geschmack des Bieres zurückkommen. S. M. der König wurde in seiner Jugend mit Bieruppe ernährt, welche viel gesünder als Kaffee ist, und deshalb können auch die Buben auf dem Lande mit besagter Bieruppe aufgezogen und ernährt werden.“

Die Zubereitung des Kaffees als Genußmittel ist keineswegs überall die gleiche. Bei uns pflegt man den Aufguß durch Filtrieren von allem Ungelösten zu befreien, nicht selten gießt man ihn auch nur vom groben Bodensatz ab, und in einigen Gegenden des Orients wird das Pulver der ganz fein geriebenen, stets frisch gerösteten Bohnen mitgenossen. Der Aufguß selbst geschieht meist mit reinem, siedend heißem Wasser, neuerdings setzt man jedoch nicht selten ganz wenig doppeltkohlen-saures Natron hinzu, wodurch der Kaffeauszug „voller“ werden soll.

Die Zweckmäßigkeit eines solchen Zusatzes läßt sich nicht bestreiten, indessen muß dabei beachtet werden, daß das verwendete doppeltkohlen-saure Natron von bester Sorte sei und keinesfalls, für sich probiert, einen unangenehmen Geschmack



Gärjedalen: Die Kirche in Sueg.

besitzt, wie es bei dem allgemein käuflichen englischen Natron gewöhnlich ist. Außerdem darf die beigegebene Menge eine nur äußerst geringe sein.

Eine früher geübte Zugabe von Nelken, Kardamomen, Anis oder Ambrertinktur darf gegenwärtig als überwunden betrachtet werden. Dagegen wird, um den brenzlich bitteren Geschmack, sowie die Farbe des Aufgusses zu erhöhen — auch das Aussehen des gerösteten Produktes glänzender zu machen — vielfach den Bohnen schon beim sogenannten Brennen Zucker zugesetzt, woraus sich in der Hitze Karamell bildet, dem ein vielleicht entfernter an Kaffee erinnernder Geschmack zukommt; auch werden die Bohnen nach dem Rösten nicht selten geölt, was gleichfalls den Glanz des gebrannten Kaffees erhöht und die beliebten Fettsäuren in dem Getränke deutlicher erscheinen läßt.

Man wolle aber dabei nicht vergessen, daß durch das Glasieren des Kaffees bei beträchtlicherem Zuckerzusatz das Gewicht erheblich vermehrt wird, so daß man beim Einkaufe weniger wirklichen Kaffee erhält. Ueberdies wäre hier noch der Surrogate zu gedenken, welche häufig nicht deshalb dem Bohnenkaffee zugesetzt werden, um eine Verlängerung, beziehentlich Verbilligung des Aufgusses zu erzielen, sondern ein modifiziertes Aroma zu erhalten, das manchen Personen besser zuzufügen scheint. Es würde jedoch zu weit führen, hier näher darauf einzugehen.

Endlich wird auch der fertige Aufguß nicht mehr wie früher ausschließlich in reinem Zustande genossen. Vor allem hat sich die Verfüßung mit Zucker seit langem eingeführt, ebenso ein Zusatz von Rahm. Das Aufsetzen von Schlagahne dagegen ist ein Produkt der neuesten Zeit. Insbesondere über die Berechtigung und den Wert eines Milchzusatzes ist oft gestritten. Soviel aber glauben wir als feststehend erachten zu dürfen, daß Kaffee „braun“ für den täglichen Genuß zuträglich, dabei nahrhafter und milder wirkend ist, daß er aber „schwarz“ gerade da angezeigt erscheint, wo seine kräftig erregende Wirkung in den Vordergrund treten soll. Jedenfalls ist der Nährwert des filtrierten reinen Aufgusses ganz außerordentlich gering.

Dr. Theodor Waage.

Moden-Rundschaau.

Nachdruck verboten.

Wir leben zur Zeit zwar im Mai und erfreuen uns am Maiengrün und Maibüsch, aber vom Mai können wir weder leben, noch uns von dessen frisch grünem, duftendem Laube kleiden. Selbst jene bevorzugten Mädchenerfahrungen, die von zarter Schmeichelei mit der königlichen Bitte verglichen werden, sind darum der Frage nicht entzogen: „Womit werden wir uns kleiden? Was ist für die Saison modern?“ Die Modefrage hat aber nicht bloß für das blühende ins Leben hinaustretende junge Mädchen und die von holstem Eheglück verklärte Frau und Mutter, sondern auch für Tante und Großmama — kurz für das ganze weibliche Geschlecht Bedeutung. Jede meiner Mitschwestern sucht zu erfahren, was Mode ist, denn nicht eine will dem Wunsche, sich hübsch und modern zu kleiden, je entsagen. Was ist modern? Das ist die Frage, die eben alle Frauen interessiert.

Wollen Sie mich begleiten, meine geehrten Leserinnen, so unternehmen wir heute einen Rundgang durch die verschiedensten Magazine unserer Metropole, um uns über diese Frage ein wenig zu orientieren. Aber wenn ich bitten darf, nehmen Sie die Schleppe auf; so vornehm und hübsch dieselbe im Salon ist, so wenig ladylike ist sie für die Straße! Ihre Schlepenträger sind nicht praktisch? Das glaube ich wohl, der meinige war es auch nicht; ich ließ mir daher auf die Hinterbahn des Kleiderröckes einen Stoffknopf und Deje zum Aufknöpfen annähen; das ist haltbarer!

Wenn Sie mir in eins unserer größten und besten Modemagazine folgen wollen, so werden Sie unter den neuesten

Sommer-Wollstoffen sehr hübsche Kammingarnstoffe in Hellmode, Hellrosa, Grau und anderen Farben finden, doch möchten diese Stoffe bald zu schwer werden; passender sind schon die Stoffe in Crépe. Besonders bevorzugt aber dürften bravere gestreift und chiné werden, in Moosgrün, lichtigem Grün, Reseda, auch in lila abgeschattierten Farbentönen auf hellem Grund; sehen Sie nur diese entzückenden Stoffe! Mous-selins de laine ist noch immer sehr en vogue, große ausgeprägte Blumenmuster, Feldblumen, große Mehren, kleine Fleins, vereinzelt auch Streifen von marineblauem, pflaumenfarbenem oder hellem Fond.

In Foulard werden, wie mir berichtet wird, mehr die kleineren Muster bevorzugt; besonders ist foulard changeant in allen Farben, grün, rot, gelb, blau, lila, kupferfarben, mit schwarzen Mustern, kleinen Blumen, Figuren u. in diesem Jahre sehr gesucht, und unsere Seidenwarengeschäfte bieten denn auch in diesem Genre eine große Auswahl schöner und dabei nicht zu teurer Sachen.

In den neuen Kostümen, welche in den Modemagazinen ausgestellt sind, bemerken Sie wohl, meine Damen, daß die Blusentaille wieder sehr dominiert. Es ist dies eben eine

gar angenehme und für schlankere Damen recht kleidbare Tracht. Wir sehen sie ganz verschieden gearbeitet; mit glatten Sattelfalten aus Sammet, Seide und Spitzen; oder in Falten gezogen, oft auch eine breite Passe mit Wasserfallig aufgenäht, mit dazu passender hoher Stulpe an den Puffärmeln. Blusen von hellem Wollstoff, satin merveilleux oder foulard changeant werden besonders zu den, in abstechenden Farben von Wollstoffen, glatt gearbeiteten Röcken bevorzugt.

Zur Vervollständigung solcher Toiletten bedürfen Sie noch, da die Blusen im Rod getragen werden, hübscher Leder- oder Metallgürtel, die Ihnen gleichfalls in reichster Auswahl zu Gebote stehen.

Doch unsere Modenrevue ist noch nicht beendet. Wir müssen unsere Wanderung fortsetzen, um auch die Neuheiten in der Weißwaren-Konfektion zu betrachten; ein Gebiet, auf welchem die Mode jetzt ganz allerliebste Farben und Façons bevorzugt, namentlich in Westen, Fichus, Jabots, die aus mousseline chiffon mit eingesticktem Klein in verschiedenen Farben sehr hübsch arrangiert und mit écaré Guipurespitzen oder Spachtelstickereien garniert sind. Voru ist überhaupt in dieser Saison die Modefarbe für Stickereien und Spitzen; sie eignet sich vorzüglich zur Zusammenstellung mit anderen sehr beliebten, antiken Farben, in Mode, Blau, Blau, Kupferfarbe, Altrosa, Reseda, Heliotrop u. s. w.

Zur ferneren Vervollständigung der Sommer-Strasentoulette gehören noch die Umhänge, und hier lenke ich die Aufmerksamkeit der verehrten Leserinnen besonders auf eine sehr hübsche Auswahl neuester Muster in leichten Fichus mit Spizenschöß, halblangen hohen Spizenschößarmeln, Perlbesatz und Bandschleifen; dann längere, bis zum Taillenschluß gehende Kragen von Seide mit Spizenschöß und Perlbordüre; Capes mit Vorder- und Rückenteilen aus schwerer Seide, abgegrenzt mit Perlgumpe. Dazu lange Chantillytüllärmel, Spizenschöß am Krage und Bandschleifen — alles sehr elegante und preiswerte Sachen.

Bemerken Sie wohl, die Jacketts sind, wenn nicht aus schwarzem Kammingarn, meistens aus modifarbenem oder grauem, englischem Stoff gearbeitet! Vorn halb anschließend, hinten lose, durch einen Stoffriegel zusammengehalten; die Aermel noch immer hoch, doch nicht mehr so, als wenn sie bei den

Dhren Visite machen wollten; an den Sportsjackets sind sie ganz niedrig gehalten.

Wollen wir uns auch gleich Hüte und Blumen ansehen? Ich kann ihnen auf unserem Rundgang so mancherlei Neues und Gutes zeigen, das der Beachtung wohl wert ist.

Doch genug für heute! So interessant unser Rundgang war, Sie sind ein wenig erschöpft und ermüdet, nicht wahr, meine Damen?

Bezugquellen: für Sommer-Wollstoffe, Kostüme, Blusen, Mäntel, Umhänge etc.: Berlin, Mode-Bazar Gerjon u. Co., W. Werderstr. Markt, und J. A. Heese, W. Leipzigerstr. 87; für foulard changeant und andere Seidenstoffe: Michels u. Co., W. Leipzigerstr. 101 pt.; für Leder- und Metallgüter: Conrad Sauerwald, W. Leipzigerstr. 20; für Fichus, Westen, Jabots: Müller u. Bendix, W. Werderstr. 7; für Hüte und Blumen: Franz Kriegel, SW. Leipzigerstr. 78.

Tafelfreunden im Mai.

Junge Gemüse.

Linien boshafte, eingeleisteten Junggesellen hörte ich einmal den Ausdruck thun: „Der Mai ist nicht nur für die Verliebten ein Bonnemonat, nein, auch für die Feinschmecker, nur mit dem Unterschiede, daß er für die Liebenden nur einmal, für die Feinschmecker aber das ganze Leben hindurch ein Bonnemond ist.“

Wenn gleich auch schon der April gegen das Ende des Monats jungen Spinat und die ersten Spargel und Morcheln bringt, so sind diese drei und mit ihnen bald darauf die jungen Erbsen und Karotten doch erst im Mai überaus trefflich.

Spinat auf Patrijer-Art. Der Spinat wird gut verlesen, in siedendem Salzwasser leicht überwallt, in kaltem Wasser abgekühlt, gut abgetropft und dann fein gewiegt. Dann bereitet man aus einem braunen Buttermehl mit Zwiebel, Schinken, Kalbfleisch- und Wurzelstücken, sowie der nötigen tosenden, kräftigen Bouillon eine braune, dicke Krautauce, die man eine halbe Stunde langsam dämpft, dann mit Salz, Pfeffer und wenig Muskatblüte würzt und durch ein Sieb streicht.

Schwizer Spinat. Man bereitet den Spinat wie oben vor, wiegt ihn ebenfalls fein, dünstet ihn dann einige Minuten in Butter, bestäubt ihn mit etwas feinem Mehl und kocht ihn mit einer Messerspitze Fleischextrakt, Salz und Muskatnuz bis ein. Dann mischt man 400 g eingeweichtes, wieder ausgebrühtes Weißbrot unter den Spinat, füllt noch drei Eier und drei Eidotter hinzu, rührt alles über dem Feuer, bis es dick geworden, und zieht nach dem Erkalten den Schnee der drei Eier durch die Masse.

Sehrnützlich von unseren Feinschmeckern herbeigewünscht wird die Spargelzeit, und es ist völlig überflüssig, dem Spargel ein Loblied zu singen, wohl aber erscheint es angebracht, einmal in diesem Blatte, einige wenig bekannte Bereitungsweisen anzugeben, welche um so mehr gefallen werden, als sie Abwechslung in die Monotonie des „Spargel mit Butter“ und „Spargel mit holländischer Sauce“ bringen.

Spargelbrütchen (Gingangsgericht). Man benutzt nur die Spargelköpfe (die Erbsen nebst dem Spargelstängel, sowie einer trefflichen Taboca-Suppenzettel von Knorr nebst einer Messerspitze Liebigs Fleischextrakt geben eine vorzügliche Suppe), kocht sie in Salzwasser gar, bereitet dann aus weißem Buttermehl nebst guter Kalbfleischbouillon und gewiegter Petersilie eine dicke Sauce und erhitze in ihr die weichen Spargelköpfe. Dann füllt man die noch mit einigen in Sahne verquirlten Eidottern abgerührten Spargel in kleine ausgehöhlte, geschälte und gewaschene Brütchen. Die Rinde wird als Deckel festgebunden, die Brütchen in Schmelzbutter goldbraun gebraten und die Schüssel mit ausgebackener Petersilie beziert.

Spargel auf englische Art. Die geschälten, gleichmäßig lang geschnittenen Spargel kocht man in Salzwasser gar und röstet kurz vor ihrem Anrichten eine große, runde Weißbrotschneide lichtbraun, die man in die Mitte der Spargelschüssel legt und auf der man den abgetropften Spargel anrichtet. Man umgibt diesen Spargel abwechselnd mit verlorenen Eiern und ausgebackenen Schinkenwürstchen und reichlich zerhacktem Spinat, mit einigen Eidottern verührte Butter nebeneinander.

Ueberkrusteter Spargel (treffliches Mittelgericht bei größeren Gassen). Inbes man den Spargel wie oben in Salzwasser gar kocht, bereitet man auf bekannte Weise eine kräftige Bechamelsauce, die recht dick gehalten sein muß. Darauf bestreicht man eine zierliche Backschüssel (ich empfehle die hübschen

Schüsseln aus weißem, feuerfestem Porzellan, die von dem Dofflieferanten E. Gohn, Berlin, zu beziehen sind) mit Butter, streicht dann eine Schicht der Sauce darauf, legt Spargel hinein, die wieder mit der Sauce bestrichen werden, und fährt so schichtweise fort, bis Spargel und Sauce verbraucht sind, wobei Spargel die letzte Schicht bilden muß. Die Oberfläche wird mit geriebener Semmel nicht bestreut, mit Butter beträufelt und das Gericht mit einem mit Kohlen belegten Deckel bedeckt und so im Ofen so lange gehalten, bis der Spargel eine bräunliche Kruste hat. Man giebt ihn in seiner Form zur Tafel und reichlich garnierte, gefüllte Kalbsköpfe nach Conti (S. 110 d. B. Jahrg.) nebeneinander.

Erbsen auf alte französische Art. (Sehr empfehlenswert.) Vier Liter Erbsen entkult man und kühlt sie bis zum Kochen in ein feuchtes Tuch. Dann nimmt man aus einem frischen Salatlof die Herzblätter, bindet diese nebst einigen Blättern Petersilie und wenig Pfefferkraut zusammen und legt dies nebst den Erbsen in ein Gefäß mit 200 g frischer Butter und einer Dbertasse Fleischbrühe. Man dünst die Erbsen 20 Minuten (die jungen Erbsen darf man ja nicht länger kochen), entfernt dann Salat und Gewürzkräuter und rührt die Erbsen mit einem in drei Eßlöffeln süßer Sahne verquirltem Eigelb ab, um sie zuletzt mit einer Portion weißem Pfeffer, sowie einer Messerspitze feinem Zucker zu würzen.

Junge Erbsen mit Krebsen. (Sommerliche Vorschrift.) Man bringt gute Fleischbrühe zum Kochen, fügt ein ebidgroßes Stück Butter hinzu, schüttet ausgehüllte, junge Erbsen hinein und dämpft sie darin weich. Inzwischen kocht man etwa 20 Krebsen in Salzwasser, bricht von der Hälfte der Krebsen Schwänze und Scheren und läßt die anderen ganz. So wie die Erbsen beinahe weich sind, fügt man ein helles Buttermehl, etwas Salz und geriebene Muskatnuz an, läßt die Erbsen völlig gar werden und mengt kurz vor dem Anrichten gewiegte Petersilie und das ausgehüllte Krebsfleisch hinzu, mit dem das Gemüse nicht wieder kochen darf, da das Krebsfleisch sonst hart wird. Das Gericht wird erhaben angerichtet und mit den ganzen Krebsen garniert. E. 5.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnentenkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und daneben die Angabe, wo Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Langjährige Abonnentin in Wien. Zur Entfernung von Sommerprossen aus dem Gesichte dienen schwefelmilchhaltige Bädewässer, wie z. B. das Kummerfeldische, zu welchem wiederholt Vorschriften brachten. Vielfach werden auch dünne Sublimatlösungen benutzt, doch sind diese sehr giftig und müssen von einem Arzte verordnet werden.

S. H. in Wien. Zur Beseitigung des fetten Feuchtheits der Hände empfehlen wir Ihnen, dem Badewasser etwas aufgelöstes Kammin oder ganz wenig gelöste Chromsäure beizugeben. Auch Alaun wird empfohlen, doch wirkt der weniger energisch.

Fr. J. L. Erfurt. Wir empfehlen Ihnen, die Kopfhaut täglich mit Franzbranntwein, in dem etwas Borax aufgelöst wurde, einzureiben und, um ein zu Trockenwerden der Haare zu verhüten, mit etwas Lanolincreme einzufetten. Zu Franzbranntwein die zu Lanolincreme brachten wir lehrstimmige Vorschriften. Sollte sich aber das zu starke Ausgehen der Haare danach doch nicht verlieren, so werden Sie gut thun, sich an einen Arzt, möglichst Spezialisten, zu wenden. Gründliche wiederholte Säuberung der Rämme und Bürsten mit Wasser und Seife dürfen wir wohl als gefahren voraussetzen. Auch wollen Sie für Ihre Kinder andere Bürsten verwenden, da das Ausfallen der Haare häufig auf Pilzbildungen zurückzuführen ist und sich mit diesen die Krankheit leicht überträgt.

Titelreit. Zur Entfernung der Wimmerl dienen schwefelmilchhaltige Bädewässer, wie z. B. das Kummerfeldische, dem Sie zweckmäßig etwas Borax zusetzen. Außerdem ist auch die Auswahl der täglichen Speisen bekanntlich nicht ohne Einfluß.

L. E. in Petr. Praktische Hühneraugenheilen erhalten Sie beispielsweise von der Firma: Guiremand, Berlin SW., Lindenstr. 22.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. M. G. 338., Berlin. Die Entfernung von Tintenflecken aus bunten Schürzen gelingt mit Citronensäure oder Kleesalz. Veruchen Sie, welches von beiden Mitteln die Schürzenfarbe am wenigsten angreift. Man seucht den Tintenfleck an, nimmt einen Citronensauretrichter auf oder ein angefeuchtetes Leinwandtuch etwas Kleesalz, betupft den Fleck wiederholt und wäscht mit Wasser nach.

A. G., Kassel. Nach Ihrer Mitteilung wird die Wäsche (von vier Perlonen im Monat), wenn man sie mit 6-8 Eimern Wasser, in dem 125.0 Seife und 1/2 kg Monon in gelöst wurden, eine Stunde stehen läßt und dann wie gewöhnlich ohne weiteren Chemikalienzusatz behandelt, sehr schön weiß, und es wird überdies noch an Seife gespart. Der ungelöste bleibende sandige Rest des Mononins eignet sich ganz vorzüglich zum Putzen von Röhrengehäusen, namentlich Holzschalen, doch müssen die Gegenstände etwa 10 Minuten in diesem Wasser gelegen haben.

Haushalt und Küche. O. L. in F. Um frische Butter vor dem Rangieren zu schützen, d. h. möglichst lange genießbar zu erhalten, muß sie möglichst vom Wasser befreit, stark gejalzen und in verdichteten, völlig angefüllten Blechbüchsen aufbewahrt werden. Auch wenn nur die beiden ersten genannten Bedingungen erfüllt sind, hält sich Butter an einem kühlen Orte schon wochenlang. Vereicht etwas ranzig gewordene Butter ist nicht mehr tauglich zu machen, doch wird sie durch gutes Auskneten mit süßer Milch, Bestreuen mit Salz und nochmaliges Kneten meist wieder, wenigstens für Küchengebote, verwendbar.

G. L. in F. Man rührt die Stärke mit etwas kaltem Wasser an, giebt die gleichmäßige Mischung in die nötige Menge heißen Wassers, worin man kurz vorher etwas geschabtes, weißes Wachs zergehen ließ, und rührt den entstehenden Brei kräftig durcheinander, damit das Wachs gut verteilt wird. Ein Zusatz von etwas Borax erhöht das Steifwerden der Wäsche, während das Wachs ihr Glanz verleiht. Die käufliche Glanzstärke wird derart hergestellt, daß man 10 Teile Stearinsäure in 35 Teilen absoluten Alkohol unter vorsichtigem (brennbar!), schwachem Erwärmen löst, damit 190 Teile Stärke besprengt und gut im Mörser verreibt.

W. S., Berlin. Derartige Sachen, wie Schalen, Becher u. s. w. werden aus Papiermasse gepreßt, meist schwarz lackiert und sind unzerbrechlich. Die Glasunterlegter giebt es zwar aus dünnem Holz gepreßt, doch vermuten wir, daß die gewünschten gleichfalls aus lackierter Papiermasse bestehen; diese sind sicher sehr empfehlenswert.

S. K. Säureflecke im Marmor sind einzeln und können nur durch Abschleifen entfernt werden. Fr. J. B., Muhlheim. Sie sagen nicht, ob echt oder unecht, d. h. ob ertere unfauler oder schwarz geworden. Versuchen Sie mit verdünntem Salmläuge vorsichtig, doch werden Sie am besten thun, die Sachen einer Reinigungsanstalt zu übergeben. In größeren Städten giebt es sogar besondere Firmen für Reinigung und Aufarbeitung von Goldtressen etc.

Ad. S. Trüben Anlag in Wasserflaschen entfernt man in der Weise, daß man Filtrierpapier in kleine Stücken reißt, in die zu reinigende Flasche stopft, etwas Wasser nachgießt und mit dem erhaltenen Papierbrei die Flasche kräftig säubert. Ist der Anlag sehr stark geworden, was namentlich bei sehr hartem, sowie schlechtem Wasser bald eintritt, so löst man die Flasche zunächst mit einer kleinen Menge Salzsäure aus, spült gut nach und behandelt sie dann wie oben. Es ist überhaupt zweckmäßig, insbesondere Trinkwasserflaschen alle paar Tage mit Filtrierpapierstücken zu säubern.

G. L., Neapel. Orangenschalen können außer zu Speisen zur Bereitung eines vortrefflichen Limonadenstrups verwendet werden. Prof. F. Honigwasser auf einfache Weise kann man bereit bereiten, daß 25.0 Honig in 250.0 Rosenwasser gelöst werden, worauf man je 100.0 feinen Spiritus und kohlensäurehaltiges Wasser zusetzt und die Mischung durch Kaffeefiltrierpapier filtriert. Die käuflichen Honigwässer enthalten oft gar keinen Honig, sind nur gut parfümiert und meist entsprechend teuer.

H. in D. Hartbarer als die gewöhnlichen vergoldeten Spiegel- und Silberarmen sind solche, welche an den hervorstechenden Stellen mit Metallblech überkleidet sind. Die Firma Hochhausen in Waldheim, S., erzeugt derartige Leisten nach eigenem Patente.

Schach.

Aufgabe Nr. 314.

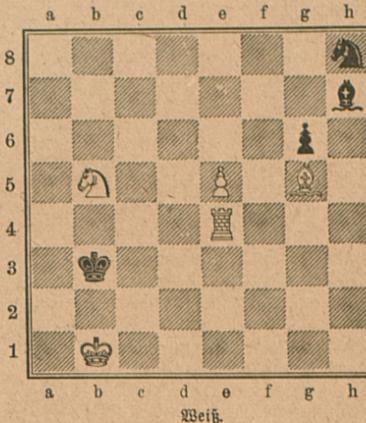
Von S. Loyd.

Schwarz.

Auflösung der

Schach-Aufgabe

Nr. 312 Seite 159.



Weiß steht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung des Rätsels Seite 159.

Eulen Augen Spiegel Bild.

Ergänzungsaufgabe und Rätsel.

Die folgende Zusammenstellung von Buchstaben und Punkten ergibt, wenn die Punkte durch die richtigen Vokale ersetzt werden, eine Reihe von Wörtern, die ein Rätselgebilde bilden. Die Gedankenstriche sind nur Trennungszeichen der Wörter.

Wie lautet das Rätsel und seine Lösung? m . . n - . rst . s - t . nst - d . - f . ng . n - . nd - g . . g . n - , m . . n - zw . . t . s - t . nst - d . - m . t - b . rf . ht - . rst . . g . n . m . . n - g . n3 . s - . st - . . ns - . nd - d . h - j . nd - . s - . . b . n . d . r . n - m . nd . - f . h - h . ff . n - . nd - m . nd . - f . h - . . n - j . d . s - . rch . . n . nd - . n - w . hf . lg . ft . lt . n . nd - d . nm . h - j . nd - . ll . - m - w . hf . l - d . - . ll . n . nd - b . rg . n - . n - f . h - . . n - w . g . nd . s - m . . r . d . r . s - . ll . r - l . . b . r - ll . ng . nd . s - h . . r . d . . - j . - . n - j . b . l - . nd - thr . n . n - g . f . ng . n . . s - . s - . hr . m - w . nd . rq . . ll - . nstpr . ng . n .

Rätsel-Distichon.

Wonnige Wärme durchglüht uns die Brust, wenn mit II sich das Wort zeigt; Aber das Herz bleibt kalt, wo es mit III uns erscheint. Dr. -e.

Unterhaltungsaufgabe Nr. 141.

Die Besitzerin eines großen Geschäftes hatte den Betrag von 1000 Thalern empfangen, der sich in zwei Beuteln befand, deren einer Rollen von je 25 Thalern, deren anderer Rollen von je 32 Thalern enthielt. Wieviel Thaler lagen in jedem Beutel?

Sommertoiletten.

(Beschreibung des Modells auf der Titelseite)

Die auf der Titelseite dieser Nummer dargestellten Toiletten eignen sich besonders für junge Damen. Abb. Nr. 1 ist aus dunkelblauem, in sich gestreiftem Wollstoff gefertigt und (im russischen Geschmack) mit 6 Cent. breiten, mit verschiedenfarbigem, buntem Garn in Kreuzstich auf blauem und rotem Wollstoff ausgeführten Bordüren garniert; eine solche Bordüre auf blauem Stoff, mit schmaler blauer Franse begrenzt, ziert den Saum des Rockes, der mit gleichfarbigem Seidenfutter unterlegt und hinten, wie die nebenstehende Rückansicht zeigt, in eine tiefe, in Bindungen arrangierte Falte gelegt ist. Die vorn geschlossene Taille ist auf den Futterteilen mit aus 5 Cent. breiter, mit Oberstoff unterlegter Zwirnspitze und gestickten Bordüren zusammengelegten Blusenstellen überdeckt, die vorn seitwärts geschlossen und am unteren Rande durch einen breiten, faltigen Gürtel aus Oberstoff begrenzt werden, welcher, hinten ein Köpfchen bildend, eingekräuselt, geschlossen wird. Ein Stehragen, mit Bordüre überdeckt, sowie bauchige Ärmel, die unten manschettenartig teils mit Spitze, teils mit Bordüre besetzt sind, vervollständigen das hübsche Kleid.



Rückansicht zu Abb. Nr. 1 auf Seite 193.

Abb. Nr. 2 zeigt ein aus gestreiftem Seidenstoff in Prinzessform gefertigtes Kleid mit kurzer Schleppe, welches, hinten geschlossen und vorn herzförmig ausgeschnitten, durch ein Fichu „Maria Antoinette“ vervollständigt wird; daselbe, aus leichtem Crêpe de Chine bestehend, ist am Außenrande mit einer gestickten Friur begrenzt und vorn ineinander geschlungen. Die puffyen Ärmel des Kleides schließen mit gestickten Manschetten ab.

Bezugquelle für die Modelle, Kostüme: Berlin, Bonwitt u. Littauer, Behrenstr. 26^a; Fichus: J. Michaelis, Leipzigerstr. 31.

